
Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Steff Bornstein:
Eine Kinderanalyse



Sandor Ferenczi †

Aus „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinns“

Buchbesprechungen

Preis dieses Heftes Mark 1.—

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

Herausgeber:

August Aichhorn
Wien V, Schönbrunnerstraße 110

Dr. Paul Federn
Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud
Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng
Frankfurt a. M. Marlenstraße 15

Prof. Dr. Ernst Schneider
Stuttgart, Gänsheidestraße 47

Hans Zulliger
Ittingen bei Bern

Schriftleiter:

Dr. Wilhelm Hoffer, Wien, IX., Lustkandlgasse 12

12 Hefte jährlich M. 10.—, schw. Frk. 12.50, österr. S 17.—
Einzelheft M. 1.— (schw. Frk. 1.25, österr. S 1.70)

Geschäftliche Zuschriften bitten wir zu richten an

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien“:

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	M. 10.—	Budapest 51.204	P 13.60
Zürich VIII, 11.479	Frk. 12.50	Zagreb 40.900	Din. 136.—
Wien 71.633	S 17.—	Warszawa 191.256	Zl. 21.70
Paris C 1100.95	Fr. 60.—	Riga 36.93	Lat. 12.50
Prag 79.385	Kč 80.—	s'Gravenhage 142.248	hfl. 6.—
Stockholm 44.49	schw. Kr. 13.50	Kjöbenhavn 24.932	dän. Kr. 12.50

Bei Adressenänderungen bitten wir, freundlich auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

Das nächste Heft dieser Zeitschrift erscheint als Doppelnummer (8/9) und wird u. a. Analysen von Kindern und Jugendlichen behandeln. In Vorbereitung befinden sich ferner die Sonderhefte „Die Angst des Kindes“ und „Psychoanalyse des Erziehers“.

Eine Kinderanalyse

Von Steff Bornstein, Mailand

Die im folgenden mitgeteilte Analyse eines dreijährigen Knaben wurde nach etwa hundert Behandlungsstunden mit einem günstigen therapeutischen Erfolg abgeschlossen. Die Analyse reichte nicht aus, um eine zuverlässige Auskunft über alle Probleme zu ermöglichen, welche die Erkrankung und die Entwicklung des Kindes aufwirft. Aber dieser Nachteil ihrer relativen Kürze wird zum Vorteil, wenn man sie auf ihre Eignung zur Darstellbarkeit prüft: sie gestattet ein noch übersichtliches Aufzeigen des Weges, den die analytische Arbeit nahm.

Die Mitteilung dieser Analyse lockt aber auch deshalb, weil sie uns besonders eindrucksvoll an die Bedeutung eines frühen traumatischen Erlebnisses für die weitere Triebentwicklung erinnert; das hier Entscheidende, das die Entwicklung des Kindes empfindlich störte, fiel in das frühe Alter von eineinhalb Jahren. Es löste genitale Angst aus in einer Zeit, in der das Genitalprimat noch nicht aufgerichtet war, prägenitale Triebansprüche im Vordergrund standen. Die Wirkung dieser verfrühten genitalen Angst war Hemmung der prägenitalen Strebungen: in dem Alter von eindreiviertel bis drei Jahren erfuhren alle sadistischen Regungen, die in dem Kinde auftauchten, eine sofortige Unterdrückung, anale Regungen waren verdrängt, und die verdrängten in einem neurotischen Symptom durchgebrochen. Die Angst aber, welche die prägenitale Erotik an ihrer Entfaltung hinderte, störte auch den Durchgang zu genitalen Strebungen; sobald diese auftauchten, wurden sie mit Angstvorstellungen besetzt und verdrängt. Ein anderer Umstand verdient noch unser Interesse: die Entdeckung, wie früh bereits, noch vor der Ausbildung des Genitalprimats, eine im Ansatz schon vorhandene Ödipuseinstellung abgelenkt werden und die Zuwendung zum gleichgeschlechtlichen Elternteil stattfinden kann.

Peter wird kurz vor seinem dritten Geburtstag in die Analyse gebracht, weil er an folgendem Symptom leidet und seine Umgebung leiden macht: er kann seinen Stuhl nicht hergeben. Er ist nicht etwa verstopft, denn er

hat regelmäßigen Stuhldrang und sein Stuhl zeigt normale Beschaffenheit, aber er hält mit krampfhafter Anstrengung seinen Stuhl mindestens einen Tag lang, meistens aber zwei bis drei Tage, gelegentlich vier bis fünf Tage zurück. Kann er dann nicht mehr zurückhalten, so läßt er unter größter Angst, daß er die Höschen beschmutzen könnte, sich aufs Töpfchen setzen und entleert mit einem Ausdruck des Entsetzens im Gesicht, um dann sofort vom Töpfchen fortzulaufen, als sei es gefährlich, in der Nähe seiner Exkremeute zu verweilen. Seine Angst bei dem Entleerungsprozeß scheint etwas geringer, wenn er nicht aufs Töpfchen gesetzt, sondern die Entleerung im Garten abgehalten wird. Ja, es kam im Sommer vor, daß er sein krampfhaftes Zurückhalten eher aufgab, wenn man ihm sagte: „Komm, mach im Garten, und wir vergraben dann deinen großen Wunsch in der Erde“; man meinte schon, daß ihm der Spaß des Vergrabens zur Überwindung der Angst helfen könnte, aber auch im Garten lief er mit dem Ausdruck von Angst und Ekel von seinem Stuhl fort. Wir wissen, daß Kinder in diesem Alter sich für ihre Entleerungsprodukte zu interessieren pflegen, die Menge ihres Stuhls oder die Größe ihrer Kotstange bewundern, so war Peters Verhalten seinem Stuhl gegenüber sehr abweichend von dem üblichen. An den Tagen, an denen Peter entleert hatte, war er sogleich nach dem für ihn so schlimmen Prozeß heiter, gleichmäßig in der Stimmung, spielte vergnügt und nahm an der Umwelt lebhaften Anteil. Am nächsten Tag schon, sobald der Stuhldrang sich meldet und Peter mit dem Zurückhalten beginnt, ist das sonst heitere und sehr bewegungslustige Kind verstimmt, ißt schlecht, spielt nicht, sitzt ein paarmal am Tage, offenbar jedesmal, wenn er erneuten Stuhldrang merkt, in verkrampfter Haltung und der Umwelt ganz entrückt auf dem Stühlchen fest, dabei lutscht er und wickelt einen Finger um ein Löckchen, als hielte er sich an einem Tau fest. Es war unschwer zu erkennen, wenn man das Kind in dieser Situation sah, wie das Zurückhalten des Stuhldrangs, — der Junge nennt den Vorgang „ich ziehe meinen großen Wunsch zurück“ — in Onanie mit deutlichem Orgasmus überging. Das Kind erzählte mir auch im Laufe der Behandlung: „das macht mir im Popo so angenehm, wenn ich den großen Wunsch zurückziehe.“ Aber schon die bloße Beobachtung zeigte, daß Peter nicht zum Zweck einer onanistischen Befriedigung, sondern aus Angst seinen Stuhl zurückhielt. In den ersten Wochen der Behandlung setzte sich Peter oft auf den Klosettsitz mit der ehrlichen bewußten Bereitschaft, seinen Stuhl herauszudrücken, um dann plötzlich mit ängstlichem Gesicht wieder fortzulaufen, sichtlich in dem Augenblick von Angst erfüllt, wenn er im Enddarm die Kotstange heraustreten spürte. Also ein aus Angst geborenes Symptom (ein Zwangssymptom können wir ruhig sagen, denn Peter produziert es wie unter einem Zwang stehend gegen seinen bewußten Willen), bekommt in seinem Verlauf einen Befriedigungscharakter, macht den Eindruck, als sei es als Abart der Onanie erdacht.

An den Tagen seines Stuhlzurückhaltens war Peter auch für Unter-

haltungen ganz unzugänglich, weinte leicht, war jedem etwas strengem Wort gegenüber sehr empfindlich. Diese Schilderung seines Zustandes gab mir die Mutter des Kindes bei der Vorbesprechung und ich überzeugte mich dann persönlich davon, daß der Zustand nicht übertrieben dargestellt wurde. Das Kind war tatsächlich an solchen Tagen ganz verstört. Wenn wir einen Erwachsenen mehrere Tage der Woche in einem solchen Zustand sehen, so pflegen wir ihn für psychisch schwer krank und eines Nervensanatoriums bedürftig zu erklären.

Das Milieu des Kindes muß als eines der Entwicklung eines Kindes besonders zuträgliches angesehen werden. Seine Eltern sind unneurotisch, leben in einer glücklichen Ehe und werden mit den Sorgen des äußeren Lebens gut fertig. Die Mutter ist pädagogisch gebildet, war bis zur Geburt Peters beruflich tätig, ist eine sehr mütterliche, tätige, kluge Frau, liebt Peter sehr, verwöhnt ihn aber nicht. Sie hatte Peter meistens allein versorgt, nur ein halbes Jahr lang war eine Kindergärtnerin im Haus, Dienstmädchen wurden sorgfältig ausgewählt und über die Erziehungswünsche der Eltern aufgeklärt: das Kind sollte in Ruhe, selbständig und ohne Angst und Bedrohung aufwachsen. Der Vater des Kindes ist ein psychologisch feinfühler Mensch, hängt sehr an Peter und kümmert sich mehr um ihn als es sonst Väter bei so kleinen Kindern zu tun pflegen. Es ist wohl diesem liebevollen Milieu und der verständigen Erziehung zuzuschreiben, daß der Kern der Persönlichkeit des kleinen Peter von seiner Neurose noch nicht sehr angetastet schien. Aber auch der Anteil der glücklichen Säuglingszeit des Kindes darf nicht vergessen werden.

Zur Umgebung des Kindes gehören noch zwei Brüder, Zwillinge, die geboren wurden, als Peter zwei Jahre fünf Monate alt war. Sie sind ein halbes Jahr alt, als Peter mit der Behandlung bei mir beginnt.

Bei der Vorbesprechung frage ich die Mutter, wie die Reinlichkeitserziehung des Kindes gewesen ist. Diese Frage ist in jedem Fall wichtig, wir wissen, daß die Art der Reinlichkeitserziehung, das Verhalten der Erziehungspersonen dabei, die Reaktionen des Kindes auf diese ersten Versuche der Erwachsenen, das Kind an Pünktlichkeit, Sauberkeit, Gehorsam zu gewöhnen, bedeutsam für die Charakterentwicklung des Kindes sind; in diesem Fall, wo das Symptom des Kindes so eindeutig anal war, drängt sich die Frage nach der Reinlichkeitserziehung von selbst auf. Die Mutter erzählte, daß sie ziemlich früh damit begonnen hätte, das Kind abzuhalten, daß alles glatt verlaufen sei, wie überhaupt Peter in seinem ersten Säuglingsjahr ein glückliches, zufriedenes, ganz und gar unschwieriges Kind gewesen sei. Die Mutter habe zwar auf regelmäßigen Stuhl geachtet, wie es eben die Säuglingshygiene erfordere, es habe aber das Interesse an der Verdauung nicht im Vordergrund gestanden, wie das in manchen Familien üblich sei: Peter habe der Reinlichkeitserziehung keinen Widerstand geleistet, ja er habe bereits um das vollendete erste Jahr herum sich mit den Lauten a-a gemeldet, wenn er Stuhldrang merkte. Manchmal erfolgte das a-a Rufen,

wenn es zu spät war, aber es erfolgte stets. Wir dürfen das als ein Zeichen eines guten Kontakts zwischen Kind und Mutter deuten: „ich melde mich, weil du es wünschst.“ Strengere Maßnahmen seien bei Peter niemals erforderlich gewesen, später, als Peter schwieriger wurde, erschienen sie den Eltern geradezu als unangebracht, weil Peter bereits einem strengeren Tonfall gegenüber in Aufregung geriet. Die Worte „du, du“ etwa wirken auf ihn so wie auf andere Kinder strenge Strafen: er kommt ins Weinen oder wird böse und bittelt: „Mami, nicht du, du sagen.“ Als Peter ein Jahr fünf Monate wurde, ist die Mutter für kurze Zeit allein verreist; das war ihre erste Trennung von Peter. Peter blieb mit dem Vater und einem Kindermädchen zu Hause, schien auch in dieser Zeit ganz munter, als aber die Mutter von der Reise wiederkehrte, meldete er sein a-a nicht mehr wie früher an. Die Mutter, die inzwischen durch die analytisch orientierte Säuglingspsychologie sich belehren ließ, daß ein zu frühes Saubersein der Kinder nicht unbedingt ein Vorteil sei, versuchte nicht die Meldungen des Kindes zu erzwingen und wartete geduldig ab, bis er verständiger würde. — Wir können aber an dieser Stelle schon etwas merken: Peter scheint der Mutter ihre Fortreise übelgenommen zu haben, er gibt seiner Enttäuschung an ihrer Untreue Ausdruck, indem er den bisherigen Kontakt aufgibt: gehst du weg, so bin ich nicht mehr dein liebes Kind und mach dir mit meinem a-a nicht mehr Freude. Für den kleinen Peter wurde sehr früh sein Stuhl ein Mittel, seine Freundschaft zur Mutter oder eine Gegnerschaft gegen sie anzuzeigen.

Einige Monate später, erfahren wir von der Mutter, sei Peter plötzlich sehr empfindlich gegen das Sich-Beschmutzen geworden und auch heute noch sei er unglücklich, wenn er einmal um einen Moment zu spät sich aufs Töpfchen setzen lasse; auch sonst sei er entsetzt über jedes Fleckchen, das er irgendwo sehe, so sehr, daß man ihm zureden müsse, es sei ja nicht so schlimm, Schmutziges könne man ja wieder sauber machen. Wir sind neugierig, wie dieser übermäßige Sauberkeitssinn entstanden sein mag. Die Mutter vermutet, daß eine Darmerkrankung, als er etwa ein Jahr sieben Monate alt war, den ersten Anlaß gegeben haben mochte, er habe sich vielleicht damals vor seinem Durchfall geekelt. Diese Auskunft kann den Analytiker nicht befriedigen, unsere Erfahrung widerspricht der Annahme, daß zu so früher Zeit Ekelgefühle spontan bei einem Kind auftauchen. Wir wissen, daß sie unter dem Einfluß der Erziehung früher oder später erworben werden, und daß sehr viele und gesunde zweijährige Kinder noch sehr wenig Ekelschranken gegen ihre Lust an Schmutz aufgerichtet haben. Kurz danach, erinnert sich die Mutter, habe Peter angefangen, seinen Stuhl zurückzuhalten, etwa als er eindreiviertel Jahre alt war. Das Zurückhalten ist im Laufe der Zeit immer schlimmer geworden, so schlimm aber wie zur Zeit sei es seit der Geburt der Brüderchen, — Peter war zweieinhalb Jahre alt, als seine Mutter die Zwillinge bekam. Damals, kurz vor und kurz nach der Geburt der Zwillinge, habe Peter eine Kindergärtnerin gehabt,

an der er sehr geangen habe, es sei aber möglich, daß diese ihm irgendwie Angst gemacht hätte, denn seit dieser Zeit ungefähr sei Peter besonders ängstlich. Ein charakteristisches Beispiel für seine Ängstlichkeit: Er sei einmal im Park auf den Rasen getreten, um die Enten im Teich besser zu sehen, der Parkwächter habe ein wenig gescholten, seither habe Peter eine übertriebene Angst vor ihm, die auch nicht zu mildern sei, wenn man ihm erzählt, daß der Mann gar nicht so böse sei.

Wir fragen weiter, wie Peter die Brüderchen aufgenommen habe, denn wir vermuten im Stillen, daß die Verschlimmerung eher irgendwie mit der Geburt der Zwillinge als mit einem pädagogischen Fehler der Kindergärtnerin zusammenhängen dürfte. Wir erfahren, daß Peter, als ihm die beiden Babys gezeigt wurden, zu den anderen Betten im Haus gelaufen sei, mit der Frage: „Und die anderen Kinderchen?“ Er war von den vielen Kinderbesuchen bei der Mutter schon daran gewöhnt, daß sie ihm viele neue Kinder ins Haus beschert. Er habe sich im übrigen sonderbarerweise gar nicht darum gekümmert, wo die Babys hergekommen seien. Die Mutter hatte Fragen erwartet, weil Peter deutlich von ihrem starken Leib in Anspruch genommen war und sonst sehr intelligent sich um alles kümmerte. Schließlich, als er auch nach der Geburt nicht fragte, und es ihr unheimlich schien, wie das kleine Kerlchen sichtlich mit schweren Problemen beschäftigt herumging und sich nicht helfen ließ, begann sie, ihm zu helfen: „Peterchen, möchtest du nicht wissen, wo die Babys zu uns hergekommen seien?“ Peter gab mit einem sehr piffigen Gesicht die Antwort: „Aus der Klinik.“ Die Mutter fragte weiter: „Aber wie sind sie dahin gekommen?“ Peter: „Von Wertheim“¹. Es war ihm deutlich anzusehen, meinte die Mutter, daß er sich über sie lustig machte und daß er das Thema mit ihr nicht weiter zu besprechen wünschte. So ließ sie es fallen, obwohl sie gern das Kind aufgeklärt hätte. Es sei überhaupt auffällig, wie verschlossen Peter sei, obwohl er von außen gesehen so gut mit den Eltern stünde. Weder der Mutter noch dem Vater gelang es, auch das Geringste darüber zu erfahren, warum Peter nicht aufs Töpfchen wolle und weshalb er so ängstlich von seinem Stuhl fortlaufe. Wir werden bald sehen, daß es nicht Mangel an Vertrauen war, wenn Peter keine Auskunft gab; er konnte nicht antworten, weil die Gründe seines Stuhlverhaltens ihm selbst unbewußt waren, — bewußt war ihm nur die schreckliche Angst und der Zwang, seinen Stuhl zurückzuziehen, wie er selbst das, was er tat, nannte.

Ich ließ mir noch von der Mutter erzählen, wie Peter zu seinen Brüderchen stünde und erfuhr, daß sie von Anfang an dafür gesorgt hätte, daß Peter nicht zu eifersüchtig werden solle. Als er z. B., als sie die Babys nährte, mit gierigen Augen zuschaute, erzählte sie ihm, daß auch er als Baby so getrunken hätte und daß er, wenn er wolle, auch jetzt von ihrer Milch abbekommen könnte. Peter machte bei diesem Angebot sehr überraschte Augen, wollte nicht aus der Brust trinken, als aber bald danach

1) Warenhaus in Berlin.

die Mutter wegen einer Brustwarzenentzündung die Milch für die Babys abzapfen mußte, wünschte sich Peter ein Fläschchen von der Muttermilch und trank es mit Vergnügen. Von nun an mochte er wieder Milch trinken, was er seit langem nicht mehr tat. Später achtete er nicht mehr darauf, ob sein Fläschchen mit Muttermilch oder mit gekaufter Milch gefüllt sei. Für die Brüderchen interessierte er sich manchmal sehr, bewunderte sie dann mit Worten der Erwachsenen, manchmal nehme er keine Notiz von ihnen.

Von Peters Charakter erfahren wir noch, daß er sehr verständig sei und meistens leicht auf alle Wünsche eingehe, wenn man sie ihm begründe und die Enttäuschungen, denen man ihn aussetzt, nicht zu schwer mache. Ist er z. B. sehr bekümmert, wenn die Mutter das Haus verläßt, so ist er doch mit irgend einer kleinen Freude zu trösten. Ganz selten, einige Male in seinem Leben, habe Peter Wutanfälle bekommen, auf einen kleinen Anlaß hin, wenn er einen Willen nicht durchsetzen konnte, — sonst sei er ein sehr freundliches Kind, das alle Menschen mit seiner Intelligenz und Grazie bezaubere. Es sei aber erstaunlich, daß dieses freundliche Kind, das keine anderen als freigebige Menschen kennengelernt hätte, nichts von seinen Sachen, Süßigkeiten oder sonst etwas abgeben wolle. Ja, selbst Schenken von Zärtlichkeiten hält er für einen Verlust seines Besitzes. Will z. B. eine Tante einen Kuß von ihm, so antwortet Peter freundlich aber bestimmt: „Nein, ich gebe dir keinen Kuß, denn ich habe keinen.“ Bekommt er von der Mutter zwei Küsse, so quittiert er sie mit den Worten: „Aber ich behalte alle beide für mich.“

Ein auffälliger Charakterzug bei Peter ist das Fehlen jeglicher Aggressionslust, die wir sonst in diesem Alter bei Jungen beobachten. Er zieht sich ängstlich vor etwas rauheren Kindern zurück, läßt sich auf keinen Kampf mit einem Kinde ein. Wenn die Eltern spielerisch sich raufen, so weint er, glaubt ihnen zwar, daß es Spaß sei, meint aber, er könne solchen Spaß nicht leiden. Wenn jemand in seiner Gegenwart „du, du“ oder „pfui“ sagt, weint Peter ebenfalls.

Wir lassen uns noch von der Mutter erzählen, welche Versuche sie gemacht habe, um das Kind zu bestimmen, daß es den Stuhl nicht zurückhalten möge. Sie hat kein Mittel der Suggestion oder pädagogischen Beeinflussung unversucht gelassen; ganz unabhängig davon, ob sie oder jemand anderer sich um die Sache bemühte, ob man sein Zurückhalten beachtete oder sich nicht darum kümmerte, Peter änderte sein Verhalten nicht. Verwendung von abführenden Medikamenten machte seinen Zustand nur quälender. Der Eindruck der Mutter, daß Peter einem ihm selbst unverständlichem Zwange gehorche, gegen den man mit Mitteln gewöhnlicher Erziehung nichts ausrichten könne, traf das Richtige. Auch ihr Gefühl, daß seine Unkonzentriertheit, die er seit kurzem zeigte, seine Unfähigkeit, bei einer Sache zu bleiben, ein Ausdruck gestörten inneren Gleichgewichts sei, konnte bald eine Bestätigung finden.

Ich wurde dem Peter von seiner Mutter als eine Frau angekündigt,

die zu ihm kommen würde, um mit ihm zu spielen. Ich begann die Behandlung im Hause des Kindes, erstens, weil es mir wichtig ist, das Milieu des Kindes mit eigenen Augen zu begreifen, zweitens weil es mir bei einem so kleinem Kind zu unnatürlich schien, es für eine Stunde täglich aus dem ihm gewohnten Tageslauf herauszunehmen, um sich ausschließlich mit seinen seelischen Problemen zu beschäftigen. Ich besuchte ihn auch etwa die ersten dreißigmal nicht für eine Stunde, sondern blieb mindestens eineinhalb Stunden, oft zwei und drei Stunden bei ihm, ging manchmal mit ihm spazieren, brachte ihn gelegentlich zu Bett, beschäftigte mich mit ihm, wie man es eben tut, wenn man ein Kind besucht. Man kann fragen, wie trotzdem die analytische Situation hergestellt werden konnte. Wohl dadurch allein, daß ich nicht allein durch meine analytischen Deutungen, sondern auch durch mein ganzes Verhalten Peter verstehen ließ, daß mich an allen seinen Äußerungen vor allem sein Verdrängtes angehe, daß ich alles, was er auch immer sagte und dachte und mir gegenüber täte, nur zum Zweck des Verstehens und Helfens benützen würde, daß er also bei mir keinen Liebesverlust zu fürchten brauchte. Dies ergibt eine angstfreie Situation, die der analytischen Situation in der Erwachsenenanalyse gleichzustellen ist.

Es soll nun der Anfang der Behandlungsgeschichte ziemlich genau wiedergegeben werden, weil daran am besten zu erkennen ist, wie der Kinderanalytiker den Zugang zum Unbewußten des Kindes bekommt, und wie sich unsere Arbeit aus einem langsamen Aufbauen, Steinchen auf Steinchen, zusammensetzt. Eine Reihe von Behandlungsstunden, die ersten und später die aufschlußreichsten, sind sofort nach der Stunde möglichst genau protokolliert worden und sollen an Hand dieser Protokolle mitgeteilt werden.

Erste Behandlungsstunde

Die Mutter macht Peter mit mir bekannt, erzählt, Peter freue sich, daß ich gekommen sei, um mit ihm zu spielen, und habe eben gefragt, ob ich wirklich nur für ihn käme.

Als die Mutter an meinem Gesicht merkt, wie entzückt ich von ihrem Kind bin, (es ist ein ungemein reizvolles Kind mit einem klugen Gesichtsausdruck und anmutigen Bewegungen) fragt sie: „Aber finden Sie nicht, daß er zu dünn ist?“ Da sich Peters Gesicht deutlich bei der Frage verdunkelt, wende ich mich direkt an ihn: „Du bist gerade dick genug, nicht zu dünn, gerade richtig.“

Als die Mutter fragt, ob ich mir nicht auch die Babys ansehen möchte, legt Peter hastig mir ein Spielzeug auf den Schoß: „Sieh dir das mal an“. Als nach einer Weile die Mutter wiederholt: „Nun wollen wir nach oben zu den Babys gehen“, legt mir Peter sofort wieder etwas auf den Schoß, ein Tier von ihm, das ich mir ansehen solle, und er legt so viel Intensität in diese Geste, daß ich begreife, daß seine Sachen an Stelle der Babys

im Vordergrund bleiben sollen. Das wird umso deutlicher, als er hinzufügt: „Oben hab ich noch andere Sachen“. Ich sage also: „Kann ich mir nicht zuerst Peters Zimmer ansehen?“ Peter führt mich mit sichtlichem Stolz in sein Zimmer. Dort kramt er aus seinem Schrank ein Spielzeug nach dem anderen heraus, deutlich, um mich besonders zu fesseln. Die Mutter tritt ins Zimmer, jetzt müsse ich mir die Babys ansehen, ehe sie einschlafen, — — Peter legt mir sofort hastig einige Spielsachen auf den Schoß, und ich sage nun deutlich, sodaß mich die Mutter versteht: „Die Babys kann ich mir später ansehen, denn ich bin ja vor allem zu Peter gekommen“. Peters Gesicht strahlt.

Dies war nun keine besondere Kunst, aus dem Verhalten des Kindes auf seine Eifersucht zu schließen, aber die Konsequenz, die ich zog, war schon ein Stück angewandte analytische Technik. Ich ergriff die Partei des Patienten. Ich benahm mich so, als ob ich sagen wollte: „du bist eifersüchtig, du wirst schon einen Grund zu deiner Eifersucht haben, es ist nicht meine Sache, sie durch Nichtbeachtung zu bagatellisieren, ich will dich verstehen so wie du bist“. So unterbrach ich auch Peter nicht, als er unruhig von einer Spielsache zur anderen griff und seinen ganzen Schrank ausräumte. Eine pädagogisch gemeinte Störung dieses Verhaltens, wie sie im natürlichen Umgang mit dem Kind oft vorgenommen wird, würde uns um das Verständnis bringen, weshalb das Kind sich so verhält. Eine analytische Störung seines Verhaltens durch eine Deutung (etwa wenn man die sich aufdrängende Einsicht ihm mitteilte: „ich soll mich für deine Sachen und nicht für die Sachen die [Babys] deiner Mutter interessieren“, oder gar, wenn man ihm seine Einzelaktionen nach ihrer Symbolbedeutung übersetzen würde) dürfte als ein vorzeitiger Eingriff in sein Unbewußtes das Kind in Angst bringen und verscheuchen. Worauf es aber zunächst hier ankam, war, eine vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen. Kinder erfühlen sehr schnell die Haltung des Erwachsenen, und so ist es zu verstehen, daß der verschlossene Peter mir schon in dieser ersten Stunde etwas Wichtiges anvertrauen konnte.

Als er nämlich seinen Bauch plötzlich sehr vorstreckt, — er begann gerade seinen Stuhl drang zurückzuhalten und verkrampfte sich so dabei, daß er das Bäuchlein ganz weit vorwölbte, — sage ich: „Peter, du machst ja so einen schönen dicken Bauch, was hast du drin?“

„Brot.“

„Und was noch?“

„Stulle.“

„Und was noch?“

Peter verschämt: „Brüderchen“.

Das war sehr überraschend. Peter bekannte damit, daß er wisse, daß die Brüderchen nicht aus der Klinik und nicht aus dem Warenhaus, sondern aus dem Bauch gekommen sind, und schien mir damit einen der Gründe zu verraten, weshalb er den Stuhl zurückhalte: er macht den dicken Bauch

wie die Mutter, als die Babys noch nicht herausgekommen waren, er aber läßt sie auch im Bauch drinnen, hält den Stuhl zurück. In meiner Überraschung sagte ich Peter gleich meine Vermutung: „Und darum willst du sie im Bauch festhalten? Du denkst wohl, zwei Brüderchen sind genug?“

Peter lacht dazu.

„Aber denkst du denn, in deinem Bauch wachsen Brüderchen?“

„Ja, im Bauch.“

„Das denkst du falsch, bei Kindern wachsen die Babys nicht, Babys wachsen nur in Mamis drin, bei den Jungen und bei den Herren können keine Babys wachsen.“

Diese kleine Aufklärung gab ich Peter, weil ich es ihm leicht machen wollte, über seine Probleme mit mir zu sprechen. Peter hörte interessiert zu, entspannte seinen Bauch, setzte sich neben mich an sein Tischchen und sagte:

„Erzähl mir eine Geschichte“.

Ich erzähle: „Es war einmal ein Junge, der wollte klug werden. Da hat er alles gefragt, was er wissen wollte. Da ist er klüger geworden“.

Peter: „Noch eine Geschichte von dem klugen Jungen“.

Es wird ihm die gleiche mit der kleinen Variante erzählt „... und da kam eine Frau zu ihm und wollte mit ihm spielen und wollte ihm alles sagen, was er wissen wollte“.

Peter: „Hast du ihm alles gesagt?“

„Ja“.

Peter schweigt nachdenklich, darauf:

„Ich will dir den anderen Schrank zeigen“, führt mich vor einen Wand-schrank, in dem selten gebrauchte Gegenstände aufgehoben werden, und fragt, auf jeden Gegenstand hinweisend: „wozu ist das?“ Auch bei den Sachen, bei denen das sehr intelligente Kind natürlich ganz gut weiß, wozu sie sind, z. B. bei alten Schuhchen, Gummipüppchen und ähnlichem. Ich gebe schlichte Auskunft, bei Schuhen: „Wozu ist das?“ „Für die Füße, zum Anziehen“, bei der Puppe: „Wozu ist das?“ „Für die Kinder, zum Spielen“. Ich könnte zwar eine Frage zurückweisen mit der Bemerkung, „das weißt du doch selbst, Peter, wozu das ist,“ es kommt aber in dem Augenblick auf etwas anderes an, dem Peter zu beweisen: Ja, ich habe wahr gesprochen, ich antworte wirklich, wenn du fragst. Etwa zwanzigmal hat Peter „wozu ist das?“ gefragt und die nackte Antwort erhalten. Einen einzigen Gegenstand in diesem Schrank hat Peter ausgelassen, ein Steck-becken, wie es als Bettschüssel bei Kranken verwendet wird, und zwar eines mit einem kurzen Rohr dran. Als also alle Gegenstände bis auf diesen einen durchgefragt waren, frage ich Peter plötzlich: „Und wozu ist das?“ Peter macht statt einer Antwort den Schrank zu und erklärt: „Nun wollen wir spielen“.

Das war die zweite wichtige Mitteilung dieser Stunde, eine negative zwar, aber eine deutliche. Ich verstand sie so: „Nach allen Sachen will

ich fragen, alles ist harmlos, nach diesem Steckbecken aber frage ich nicht, was ich davon erfahren könnte, das will ich nicht wissen, das soll aus meinem Bewußtsein verdrängt sein.“ Ich vermute also, daß sich für Peter an dieses Steckbecken irgend ein unangenehmes Erlebnis anschließt. Ich erkundigte mich bei der Mutter, ob Peter dieses Steckbecken einmal gesehen haben könnte. Sie hielt es nicht für ausgeschlossen, daß in der Zeit nach der Entbindung der Zwillinge Peter einmal die Pflegeschwester mit dem Steckbecken gesehen habe. Aber erst mehrere Wochen später hat Peter erzählen können, was er in dem Steckbecken gesehen hat, und noch mehrere Wochen später kam erst ganz heraus, welche Phantasien er an dieses Gerät angeschlossen hatte.

Das ist ein Beispiel für unsere Arbeitsweise: Keine Mitteilung des Patienten ist ohne Bedeutung, aber bis wir eine ganz verstehen, kann lange Zeit vergehen. Das Tiefstverdrängte offenbart sich nicht gleich, wir müssen erst die Widerstände abbauen, die der Aufdeckung des Verdrängten widerstreben. Was da Peter tat, wenn er auf meine Frage nicht antwortete, sondern den Schrank zuschloß und spielen wollte, war ein Zeichen des Widerstandes. Würden wir diesen nicht respektieren, sondern weiter drängen oder unsere Vermutungen aussprechen, so könnten wir das Kind in eine Angst hineinjagen, die es noch nicht bewältigen kann, oder zum mindesten seine Mitteilungsbereitschaft bremsen. Der Widerstand stammt ja aus der Angst des Kindes, der gleichen Angst, die früher einmal das schlimme Erlebnis aus dem bewußten Denken verdrängt hat. Die Kunst der analytischen Technik besteht darin, immer nur so viel des verdrängten Materials an die Oberfläche gelangen zu lassen, wie der Patient ohne allzu große Angst bereits verarbeiten kann. Daran z. B. liegt es, daß die analytische Behandlung lange Zeit in Anspruch nehmen muß.

Nach der Besichtigung des Schranks hat Peter in großer Ruhe mit einem kleinen Wagen gespielt. Die Geschichte von dem klugen Jungen ließ er sich zwischendurch noch einmal erzählen, sonst war nichts Bemerkenswertes mehr in der Stunde gesprochen. An seinem Spiel nahm ich mit einem Minimum von Aktivität teil, gerade so viel wie nötig ist, um einem Kind, mit dem man sitzt, sein Interesse zu zeigen.

Zweite Behandlungsstunde

Für die zweite Stunde brachte ich Buntstifte mit. Ich sollte einen Jungen malen, tat es, indem ich Peter fragte: „was soll ich von dem Jungen malen?“ „Gesicht, Augen, Nase, Mund.“ Ich malte auf primitive Weise, was er bestellte. „Und was noch?“ „Beine“. „Und was noch?“ „Nichts“. „Soll der Junge nackt sein oder in Hosen?“ „Nackt“. „Gut, aber was sieht man denn vom Jungen, wenn er nackt ist?“ „Das Pipi“. „Soll ich das malen?“ Peter sagt begeistert: „ja“. Der Strich, den ich dem Jungen zwischen die Beine mache, ist Peter nicht lang genug. Er verlängert ihn, sodaß das Glied des Jungen größer wird als seine Beine. Ich

frage Peter: „Da hast du dem Jungen ein schönes langes Pipi gemacht, wozu aber so lang?“ Peter: „Damit der Junge besser Bogen machen kann.“

Es muß zugegeben werden, daß ich den Jungen verführt habe, von Sexuellem zu sprechen, indem ich ihn auf die Idee gebracht habe, daß man einen Jungen nackt malen könne. Es lag mir daran, das Thema des Geschlechtsunterschiedes zu provozieren; kam es doch darauf an, Peter darüber aufzuklären, warum in seinem Bauch keine Brüderchen wachsen können. Solche kleinen Provokationen darf sich der Kinderanalytiker, der bereits Erfahrung hat, in manchen Fällen erlauben, sie können die Anfangsarbeit beschleunigen; der mit analytischen Erkenntnissen arbeitende Pädagoge, dem die Erfahrung in der Bewältigung der aus Angst stammenden Widerstände fehlt, verzichtet besser auf solche Verführungen und wartet, bis das Kind von selbst das Thema zur Sprache bringt. In unserem Fall war die Hilfe ganz angebracht. Peters Frage- und Mitteilungslust war ja bereits gehemmt, trotz seiner freundlichen und offenen Eltern. Man mußte also mit einem Plus an Offenheit die seine herauslocken, mußte ihm zeigen: ich bin so wie du, mich, große Frau, interessiert das Pipi eines Kindes genau so wie dich. Wäre Peter auf meine Verführung, einen nackten Jungen zu malen, nicht eingegangen, so hätte ich meinen Plan zurückgezogen. Wir sehen aber, wie bereitwillig Peter das Penis-Thema aufnimmt und daß er mit seiner Korrektur meiner Zeichnung mir seinen Wunsch, ein sehr langes Glied zu haben, anvertraut, und einen Grund dafür: mit einem langen Glied könne man besser Bogen machen.

Ich frage nun Peter, ob er gern einen Bogen mache. Er holt sofort ein Töpfchen und ist bereit, mir das vorzumachen, und ist sichtlich stolz, als ich bewundernd sage: „Du kannst schon wirklich im Stehen wie ein Herr den Bogen machen.“ Ich frage dann Peter, ob er auch den großen Wunsch wie ein Herr machen könne. Peter: „Nein, großen Wunsch mag ich nicht.“ Ich: „Warum magst du den großen Wunsch nicht?“ Peter: „Weil es nicht nötig ist.“ Diese Antwort: „Weil es nicht nötig ist“, bekam ich in den ersten Wochen manchmal zu hören, mit der gleichen Antwort hat Peter alle Fragen seiner Mutter abzuwehren versucht. Fange ich also mit dem großen Wunsch an, so behandelt mich Peter wie seine Mutter und zwar zeigt er mit sehr charakteristischen Worten seine passive Resistenz an. Gewiß hat er oft gehört: „du hast jetzt nötig“ und er gibt lapidar seinem Trotz Ausdruck: „weil es nicht nötig ist“.

Ich lasse also das Thema fallen und greife das Penis-Thema auf. „Ist das Pipi nötig?“ Peter antwortet: „Jetzt mal Papi mit dem Pipi, Papi hat Pipi auch nötig.“ Es geschieht. Peter malt selbst dem Papi ein Pipi, kleiner als er es dem Jungen gemalt hat. Auch der Mami, die ich dann male, macht er einen Strich zwischen die Beine, spricht dazu die Worte vor sich hin: „Die Mami hat kein Loch, doch hat ein Loch. Das soll das Pipi von Mami sein“. Ich protestiere: „Aber Mami hat doch kein Pipi,

Frauen haben doch kein Pipi.“ Peter bestätigt, daß die Mami ein Loch hat. Er hat seine Mutter schon nackt beim Baden gesehen. Er will dann wissen, was der kluge Junge noch fragt, und als ich die Behauptung aufstelle, daß der kluge Junge wissen wollte, warum Mädchen und Frauen kein Pipi haben, erklärt Peter, es auch wissen zu wollen. Es wird ihm nun gesagt, daß Frauen und Mädchen ohne das Glied zur Welt kommen, „wenn dann später Babys in Mamis Bauch gewachsen sind, wollen sie heraus, wenn sie groß genug sind. Dann kommen sie aus Mamis Loch vorn heraus“. Peter will wissen, ob der kluge Junge gefragt hätte, ob bei ihm im Bauch auch Kinder wachsen, zeigt damit an, daß meine kleine Aufklärung in der ersten Stunde ihn beschäftigt aber noch nicht befriedigt hat. Ich verzichte noch darauf, seine affektiven Widerstände, die mit dem Phänomen der Kindergeburt in Zusammenhang stehen, zu verfolgen, sondern unterhalte mich mit Peter, als suchte ich zunächst nur mit dem bewußten Teil seiner Persönlichkeit in Kontakt zu kommen. Er wird also darüber aufgeklärt, daß bei den Männern Kinder nicht wachsen können, sie hätten auch im Pipi keinen Platz um herauszukommen, und daß sie aus dem Popo auch nicht herauskommen sondern nur vorn aus dem Loch bei den Müttern. Es wird eine Papierpuppe zusammengerollt, ein Püppchen ihr in den Bauch gesteckt, vorgemacht, wie es vorn herauskommt. Peter ist lebhaft interessiert; als er einen Zweifel äußert, ob das bei seiner Mami genau so war, gehen wir zusammen zu ihr, und sie bestätigt uns, daß sowohl Peter als auch die Brüderchen bei ihr vorn und nicht hinten herausgekommen seien.

In dieser Analyse wurde die Mutter häufiger hinzugezogen, besonders dann, wenn es sich um eine Auseinandersetzung Peters mit der Realität handelte. Die nicht häufig gegebene Möglichkeit zu dieser Maßnahme, die Eltern als Klärer und Bestätiger innerhalb des Wirklichen heranzuziehen, bildete in dieser Analyse des Dreijährigen eine nicht zu unterschätzende Hilfe im therapeutischen Prozeß. Man muß sich nämlich klar machen, daß die Funktion des Analytikers in einer Kinderanalyse nicht nur darin besteht, dem Kind zum Bewußtwerden seiner verdrängten Wünsche und Phantasien zu verhelfen, sondern zugleich ihm bei der Auseinandersetzung mit ihnen beizustehen. Je jünger nun das Kind ist, desto wichtiger ist ihm das Erlebnis, daß seine Eltern über die Tatsachen des Lebens nicht anders als die Analytikerin denken.

Dritte Behandlungsstunde

Wir gehen zuerst miteinander spazieren. Es ist auffällig, wie ängstlich Peter um die kleinste Pfütze herumgeht. Er erzählt vom Parkwächter, wie böse der „du, du“ sagen kann. Auf die niedrigen Mauern an den Vorgärten wagt er nicht hinaufzuklettern, weil ein Mann darüber schimpfen könne. Er tut es aber doch, als ich ihn dazu ermutige, indem ich ihm sage: „Wenn ein Mann schimpfen will, werde ich sagen: das ist

gar nicht so schlimm, das machen alle Kinder in Berlin gern, daß sie da klettern.“

Im Park fragt Peter, ob er so groß werden könne wie ein Baum. Bei einem dicken Stamm sagt er: „Ich möchte aber doch so groß werden wie ein Baum und so dicken Bauch haben wie ein Baum so dick.“

Eine Weile später erzählt er: „Einmal haben die bösen Männer die Bäume abgehauen.“

Zu Hause dann malt Peter einen Jungen und sagt dazu: „Ein Pipi so lang wie ein Baum“.

Nun gebe ich ihm zum erstenmal eine rein analytische Deutung, indem ich aus dem Zusammenhang seiner Einfälle in dieser Stunde auf etwas schließe, was in ihm ans Bewußtwerden drängt, ohne daß er es deutlich aussagen könnte. Ich sage: „Du willst ein Pipi haben so lang wie ein Baum. Aber du sagst, der Parkwächter ist böse und paßt auf die Bäume auf und daß böse Männer Bäume abhauen. Denkst du vielleicht, man kann ein Pipi abhauen wie einen Baum?“ (Absichtlich sage ich ihm nicht deutlicher, daß zwischen seiner Angst vor dem Wächter und seinem Wunsch nach einem langen Penis ein Kausalzusammenhang bestehen könnte.)

Peter scheint von meiner Frage sehr getroffen zu sein und bestätigt meine Frage mit der unsicheren Bemerkung:

„Nein, das tut man nicht. Kann aber das Pipi von Mami von allein abfallen?“

Es erfolgte nun eine nochmalige Aufklärung darüber, daß Frauen nie ein Glied gehabt haben, und daß den Männern und Jungen auf keine Weise das Glied abhanden kommen könne, weil es angewachsen sei und weil niemand in der Welt so etwas täte, niemand sei so böse.

Diese Aufklärung, die in der ersten Stunde begann und sich den jeweiligen Fragen des Kindes anpaßte, zog sich über eine lange Zeit hin. Peter hatte immer neue Zweifel geäußert, immer neue Versicherungen gebraucht. Er besprach einzeln jede Gefahr, die dem Glied drohen könne: das Absägen, das Abhauen, das Abfallen, das Abschneiden, das bloße Stehlen. Wenn ihn in einer Stunde die Erklärung, das Pipi sei ja angewachsen, zu beruhigen schien, kam er in der nächsten Stunde mit dem Einwand, Bäume seien ja auch angewachsen und würden doch abgesägt¹.

Im Anschluß an diese Aufklärungsgespräche ging korrekte analytische Arbeit vor sich, d. h. Stück für Stück das Hervorholen früherer verdrängter Erlebnisse, verdrängter Wünsche und Phantasien, die im Zusammenhang mit Peters Angst vor der Entleerung standen.

1) Diese Aufklärung, deren Sinn ist, das Kind von seiner übergroßen Kastrationsangst zu entlasten, ist keine eigentliche Analyse, sie ist ein Stück Erziehung zur Realität, die sich allerdings auf unser durch die Analyse erworbenes Wissen von der Kastrationsangst des Kindes aufbaut. Der Zweck dieser Erziehung ist nur, das schwache Ich des Kindes zu stärken. Glaubt das Kind der Analytikerin, daß sie die Kastration für etwas Unmögliches hält, so bringt es ihr leichter, weil angstfreier, seine Kastrationsphantasien entgegen.

Vierte Behandlungsstunde

Ich hatte Peter Plastilin mitgebracht, modellierte einen Jungen, auf Peters Wunsch „nackt, daß man das Pipi sehen kann“. Dazu modelliere ich einen Topf, und rede den Jungen an:

„Junge, warum willst du nicht auf dem Töpfchen sitzen?

Peter: „Weil er das Töpfchen nicht gern hat“.

„Junge, warum hast du das Töpfchen nicht gern?“

„Weil das Töpfchen zu klein ist.“

„Zu klein?“

Peter setzt den Jungen aufs Töpfchen, hebt ihm das Glied in die Höhe, so daß es an den Rand stößt, ruft erregt: „Siehst du, es ist zu klein, es tut ihm weh“, reißt dann plötzlich dem Plastilinjungen das Glied ab und wirft es in das Töpfchen, macht darauf erst das Töpfchen, dann den Jungen kaputt, schmeißt das Plastilin fort.

„Warum hast du dem Jungen das Pipi abgerissen?“

„Weil es nicht nötig ist.“

„Doch, es ist sehr nötig.“

„Weil es nicht schön ist.“

„Doch, es ist sehr schön.“

„Weil Mami das Pipi nicht gern hat.“

„Das kann ich mir nicht denken, Jungen müssen ein Pipi haben, das weiß die Mami.“

„Einmal war mein Topf zu klein, da hat es mir am Pipi weh getan, dann hat Mami einen neuen Topf gekauft.“

Peter erzählt dann noch, daß die Mutter einmal gesagt hätte, daß sie lieber ein Mädchen gehabt hätte.

Wir gehen mit seinem Einverständnis zusammen zur Mutter, die sich erinnert, gesagt zu haben, daß es ihr lieb gewesen wäre, wenn eines der Zwillinge ein Mädchen gewesen wäre, — sie bestätigt uns aber, daß sie sich doch freue, daß ihr Peter ein Junge sei. Als wir sie dann fragen, wann Peter ein neues Töpfchen bekommen hätte, erinnert sich die Mutter, daß er einmal geklagt hätte, daß sein Töpfchen zu klein sei und darauf tatsächlich einen neuen bekommen hätte, daß die Sache schon lange zurückläge, Peter sei damals vielleicht zwei Jahre alt gewesen.

Was Peter in dieser Stunde teils in Aktionen vorgeführt, teils erzählt hat, war also: einmal als ich auf dem Töpfchen saß, erigierte sich mein Glied, stieß dabei an den Topfrand, das tat mir weh und erschreckte mich und ich dachte, daß das Glied mir abfällt. Er ist auf dieses Erlebnis auf dem Töpfchen in der zweiundfünfzigsten Stunde noch einmal zurückgekommen und hat die Sensation, die er dabei hatte, in deutlichen Worten geschildert.

In dieser Stunde erzählte mir Peter noch auf eine Frage von mir mit einem kleinen aber deutlichen Widerstand, daß er die Erfahrung kenne,

daß das Pipi nach oben geht. Er habe das aber gar nicht gern. Es wird ihm nun gesagt, daß dies gar nichts Schlimmes sei, daß das bei allen Jungen und Männern vorkäme, daß auch, wenn manchmal das Pipi oder das Säckchen hinter dem Pipi sich an etwas stieße und wehtäte¹, dies keine Angst zu machen brauchte, das Pipi bliebe immer und immer angewachsen.

Ich glaubte nun etwas voreilig, aus dem Wunsche heraus, Peter schnell aus seinem quälenden Zustand zu befreien, daß das Erlebnis auf dem „zu kleinen Töpfchen“ seine Topfangst hervorgerufen habe. Ich kannte mich auch noch nicht zuverlässig genug in den Daten seines Lebens aus, um daran zu denken, daß bereits mehrere Monate vor dem Topferlebnis das Stuhlzurückhalten begonnen hatte. Der Umstand aber, daß Peter leichter im Garten als auf dem Töpfchen sitzend defäzierte, sprach dafür, daß mit dem Topf vor allem seine Angst zusammenhinge. Es wurde nun auf meinen Rat und im Einvernehmen mit Peter ein Klosett Brett mit einem breiten Rand und kleinem Loch vom Tischler gemacht, auf dem Peter ohne Hilfe sitzen konnte. Er war sehr stolz darauf, daß er nun kein Töpfchen mehr brauche, sondern wie die Großen ein Klosett benutzen könne. Er saß stolz darauf, wenn er zugeknöpfte Höschen und keinen Stuhl drang hatte. Seine Angst aber hielt an, ein Beweis, daß wir das Entscheidende noch nicht gefunden hatten, das seine Angst so groß werden ließ.

Drei Wochen nach dieser Mitteilung, in der zwölften Behandlungsstunde, deckte Peter auf, daß ein anderes, schwerer wiegendes Erlebnis, in dem auch das Töpfchen eine Rolle spielte, den ersten Anstoß dazu gegeben hatte, diesen Gegenstand für einen mit Gefahren verbundenen anzusehen.

Wir übergehen die dazwischenliegenden Stunden, in denen die Aufklärung weitere Fortschritte machte, Peter sich über die Zeugung und die Rolle des Vaters bei ihr orientiert hatte. Er hat in diesen Stunden scheinbar die Überzeugung, daß Mädchen ohne einen Penis geboren werden und ihn nicht durch Kastration verlieren, angenommen. Er hat sie nicht wirklich annehmen können, weil wichtige, mit starken Affekten besetzte und bereits verdrängt gewesene Erlebnisse sich dieser Überzeugung entgegenstellten. Eines davon illustriert die folgende Stunde.

Zwölfte Behandlungsstunde

Peter erklärt unvermittelt, während er mit Plastilin knetet:

„Aber die Kiki hat doch ein Pipi.“

Ich: „Die Kiki ist ein Mädchen?“

Peter: „Ja, aber ein Pipi hat sie doch.“

Ich: „Das kann nicht sein.“

Peter: „Doch, die Kiki hat doch kein Loch gehabt.“

1) Bekanntlich ist der Hodensack sehr schmerzempfindlich, vielen Knaben ist die Schmerzwahrnehmung daran ein sehr beunruhigendes Erlebnis.

Weitere Fragen nach der Kiki werden nicht beantwortet. Die Mutter, bei der ich mich aber danach informiere, wer Kiki sei, kann aber nunmehr die Anamnese ergänzen:

Peter war eineinhalb Jahre alt, als die dreijährige Kiki für acht Tage bei ihnen einquartiert wurde. Dieses Mädchen hatte aber kurz vorher, nachdem sie einen urinierenden Jungen gesehen hatte, eine so starke Urinierhemmung ausgebildet, daß sie katheterisiert werden mußte. Man machte einen Versuch mit dem Milieuwechsel und quartierte das Kind bei der Mutter des Peter ein. Wenn man Versuche machte, das kleine Mädchen auf den Topf zu setzen, schrie sie gellend durch das ganze Haus: „Ich will nicht!“ — etwas, was auf den damals heiteren Eineinhalbjährigen einen großen Eindruck machen mußte. Die Mutter erinnerte sich nun, daß kurz nachher Peters Schwierigkeiten bei der Defäkation begannen, und daß er eine Zeitlang, aber viel später, ohne Anlässe in Kikis Tonfall vor sich hinrief: „Ich will nicht, ich will nicht.“

Von diesem Erlebnis blieben also in Peters Bewußtsein nur Brocken aufgespeichert: Die ängstlichen Worte „Ich will nicht, ich will nicht“ und die nun aus dem Verdrängten sich herausringende Vorstellung: „Aber die Kiki hat doch ein Pipi.“

Der Bericht der Mutter über die Kiki-Geschichte und die starre Behauptung von Peter „die Kiki hat doch kein Loch gehabt“ machten die Vermutung wahrscheinlich, daß er damals bei Kiki zum erstenmal das weibliche Genitale sah, und daß er ihre Penislosigkeit in Verbindung mit ihrem Schreien brachte, daß er also angenommen hatte, die Mutter hätte die Kiki, als sie auf dem Töpfchen saß, kastriert, und daß sie deshalb so geschrien hätte. Das ganze Erlebnis hat Peter scheinbar verdrängt, kann nichts weiter über die Kiki sagen, nun da es im analytischen Prozeß, der schon einige Angst verringerte, ans Bewußtsein drängt, und Peter sich an seine alte Vorstellung, die Mutter habe Kiki kastriert, erinnert, hilft er sich, indem er die vermutete Kastration der Mutter ungeschehen macht, einfach leugnet. Er sagt nur: „Die Kiki hat doch kein Loch gehabt“.

Wir denken uns weiter: Auf-dem-Topfsitzen mußte Peter nach dem Kiki-Erlebnis als eine gefährliche Angelegenheit gegolten haben. Verstärkt wurde diese Vorstellung der Gefahr auf dem Töpfchen, als er danach einmal auf dem Töpfchen sitzend, Schmerzempfindung am Genitale verspürte.

Ich versuchte nun, die Erinnerung des Kindes an das Kiki-Erlebnis zu provozieren, indem ich eine kleine Zelluloidpuppe, der wir zwischen den Beinen ein Löchlein gemacht hatten, um ihr weibliches Geschlecht zu kennzeichnen, Kiki nannte und auf ein kleines Töpfchen setzte. Das Experiment glückte überraschend. Peter verlangte erregt, daß ich der Kiki ein Papierröllchen als Penis anmache, wie wir es bei den Zelluloidpuppen machten, die Jungen darstellten, und er begründet seinen Wunsch mit der starr wiederholten Behauptung: „Die Kiki muß ein Pipi haben.“ Ich gebe also nach und setze Kiki mit ihrem Penis aufs Töpfchen. Peter schreit erregt:

„Kiki will nicht, sie sagt, ich will nicht, ich will nicht den großen Wunsch machen.“

Ich: „Warum willst du nicht, Kiki?“

Peter: „Weil Kiki ein Pipi hat und sie will Mami mit dem großen Wunsch töten.“

Darauf zieht ihr Peter den papiernen Penis heraus und sagt unter starkem Affekt: „So, nun hat sie ein Loch, weil sie großen Wunsch gemacht hat.“

Peter hatte also das Kiki-Erlebnis tatsächlich so verstanden, wie wir vermuteten und es erinnern können, obwohl es eineinhalb Jahre zurücklag und er über ein Jahr lang Kiki nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Deutlicher konnte uns Peter nicht zeigen, daß er die damals vermutete Kastration als Folge eines bösen Wunsches ansah. Weil Kiki mit ihrem großen Wunsch die Mami töten wollte, ist sie kastriert worden. Seinen Gedanken, daß man mit dem großen Wunsch die Mami töten kann, konnte Peter nicht aufklären. Fragen danach, wieso er das denke, wehrte er mit deutlichem Widerstand ab, leugnete, gedacht zu haben, daß man das könnte. Man bekam den Eindruck, daß sich diese Worte im höchsten Affekt aus der Tiefe seines Unbewußten vorgedrängt hatten, und daß sein bewußtes Ich schon einen Augenblick später keine Beziehung zu ihnen fand. Erst im Verlauf der Analyse wurde klar, welche Erfahrungen mit seiner Mutter Peter dazu verführten, seinem Stuhl die Macht zu töten anzuphantasieren.

Die Aufklärung darüber, daß Kiki nicht ihres großen, sondern ihres kleinen Wunsches wegen, aus Neid auf sein Pipi, so geschrien hätte, löste große Befriedigung aus, Peter lachte befreit.

Ich glaubte nun, das Wesentliche aufgelöst zu haben. Tatsächlich trat eine kleine Erleichterung in Peters Zustand ein; es kam nun einige Male vor, daß er sich gleich nach der Stunde das Höschen öffnen ließ, um sich aufs Klosett zu setzen. Aber im großen Ganzen dauerte das Symptom noch an.

Nach dieser Stunde bekamen die Aufklärungsgespräche eine neue Wendung. Peter rückte die anale Aufklärung in den Vordergrund. Er orientierte sich nun ganz gründlich über den Vorgang der Verdauung, über das Aussehen und die Funktion von Magen und Darm. Er hat für diese Aufklärung neben mir auch die Eltern beansprucht, und sie bekamen wie ich den Eindruck, daß für Peter die Vorgänge bei der Verdauung ein viel schwereres Problem darstellten als der Vorgang der Zeugung. Erst als er diese Dinge einigermaßen begriffen hatte, drang er zu der dritten Phase der Aufklärung vor, der über die Vorgänge bei der Geburt. Am wichtigsten dabei war ihm die Frage, ob das Kindergebären der Mutter nicht sehr weh täte. Seine Spiele und Assoziationen in der gleichen Zeit, in der ihn diese Frage beschäftigte, machten es wahrscheinlich, daß für ihn die Geburt eines Kindes identisch mit der Kastration der Mutter war, eine Vorstellung, die wir häufig bei Kindern antreffen und im Unbewußten bei erwachsenen Patienten aufbewahrt finden.

Aber die Art, mit der Peter das Thema der Kindergeburt erforschte,

machte es wahrscheinlich, daß es sich hier nicht bloß um durch Spekulation erworbene Phantasien handelte, sondern daß Peter irgendwelche Erfahrungen gemacht habe, die ihn die Entbindung für eine Gefahr halten ließen. Hätte die Entbindung nicht in der Klinik stattgefunden, so wäre das verständlich gewesen. Und hätte Peter nicht schon vor der Entbindung mit dem Zurückhalten begonnen, so hätte man vermuten können, daß seine Angst vor dem Defäzieren mit seiner Angst zusammenhänge, daß beim Stuhlherauspressen bei ihm unter Schmerzen Babys herauskommen könnten. In der dreißigsten Behandlungsstunde, die im folgenden mitgeteilt werden soll, zeigt Peter, auf welche tatsächlichen Geschehnisse hin in ihm Angstvorstellungen um die gebärende Mutter entstanden sind.

In den Stunden vorher hatte Peter sehr wichtige Mitteilungen gebracht, die nur summarisch berichtet werden sollen, um die Darstellung nicht zu komplizieren. Das meist Bemerkenswerte sind Phantasien über seine Schuld an Wunden, die er bei der Mutter sah. Die wichtigste historische Mitteilung dabei, die Erinnerung an einen Verband, den die Mutter an den Brüsten hatte, als sie ein halbes Jahr zuvor eine Brustwarzenentzündung bekam. Peter hatte an einem Morgen bei der Mutter im Bett mit einem Taschenmesserchen gespielt, das er aus ihrem Kasten herausgeholt hatte, und sie hatte es ihm mit dem Hinweis auf seine Gefährlichkeit fortgenommen. Am nächsten Morgen sah Peter Blut auf dem Verband der Mutter und dieses Blut und sein Spielen mit dem Messerchen am Tage vorher, vor dem die Mutter Angst zeigte, waren in assoziative Verbindung geraten. Daß dies auf Grund seiner gegen die Brust der Mutter gerichteten aggressiven Phantasien möglich wurde, zeigte eine spätere Phase der Analyse.

Dreißigste Behandlungsstunde

Peter setzte ein Bauspiel fort, bei dem er war, als ich kam. Plötzlich, ohne Vorbereitung: „Einmal, wie ich klein war, habe ich zu Mamis Brust ‚Bauch‘ gesagt.“

Dann gleich darauf: „Es war einmal Fräulein Hart, die hat ‚du, du‘ gesagt.“ Da er mir nicht sagen kann, wer und wann Fräulein Hart war und weshalb sie „du, du“ gesagt hatte, fragen wir gemeinsam die Mutter. So hätte, erzählt die Mutter, die Pflegerin geheißen, die nach der Entbindung im Hause war.

Peter wieder mit mir allein: „Die Mami hat etwas in den Popo hineingepickt bekommen, eine Spritze.“ Er weiß, wo die Mutter ein Spülrohr aus Glas aufbewahrt, bringt es mir: „Damit hat sie bei der Mami gepickt.“

Die Mutter ist später überrascht, daß der Junge das gesehen haben könne, hält es aber für möglich, daß er unbemerkt ins Zimmer hineingelaufen war.

Ich: „Du hast das gesehen?“

Peter führt mich an den Wandschrank, läßt sich das Steckbecken herunter-

reichen: „Und da war Blut von Mami drin und großer Wunsch von Mami auch. Warum war das Blut da?“

Ich erkläre, daß und warum nach der Geburt etwas Blut herauskomme, daß das nicht schlimm sei. Peter veranlaßt mich, die Mutter zu bitten, daß er mit dem Spülrohr spielen dürfe, füllt die Spritze mit Wasser und spritzt das Wasser wieder aus, wiederholt dabei mehrmals meine Worte: „da kann man Wasser damit hineinspritzen, das ist gar nicht schlimm“. Er bricht aus Versehen die Spritze ab, erschrickt, ist glücklich, als die Mutter erklärt, es sei nicht schlimm, man könne eine neue kaufen.

Wir verstehen nun die Verschlimmerung von Peters Zustand nach der Geburt der Zwillinge. Er hatte die Vorstellung, die Pflegeschwester habe der Mutter mit der Glasspritze weh getan. Als er danach das Steckbecken mit dem Stuhl der Mutter herausragen sah, war für ihn: Wehtun und Blut und Kot und Steckbecken und die Babys, die eben geboren waren, und die er mit dem Kot zusammen aus dem Bauch herausgepreßt glaubte, in ein unklares Etwas zusammen verwoben, in das er keine Klarheit hineinbringen konnte; und er konnte sich dieser beängstigenden Eindrücke nur erwehren, indem er alles zu vergessen trachtete, dieses Erlebnis im Alter von zweieinhalb Jahren und das Kiki-Erlebnis im Alter von eineinhalb Jahren, sein eigenes Töpfchen-Erlebnis im Alter von zwei Jahren, und nur eins behielt er im Bewußtsein: am Popo geschehen schreckliche Sachen, ich will nichts aus meinem Popo herausgehen lassen, alles von dort zurückziehen. Zog er aber den Stuhl von der Oberfläche ins Innere zurück, sah er wie die schwangere Mutter aus, ehe so schreckliche Sachen geschehen sind.

Diese dreißigste Stunde baut eine Brücke zu der ersten, in der Peter das Steckbecken nicht beachtet haben wollte. Fragt man aber, wieso Peter mit dem damaligen Erlebnis nicht zu den Eltern ging, um sich gleich eine Aufklärung zu holen, so muß man vermuten: für Peter war die Erfahrung „Rohr hineingepickt und dann Blut im Steckbecken“ in assoziative Verbindung mit aggressiven Phantasien geraten, die er damals mit zweieinhalb Jahren in Bezug auf die Mutter gebildet hatte und die höchstes Schuldgefühl in ihm erregten. Von solchen Phantasien zeugen Geschichten, die Peter in den Analysenstunden dichtete, deren Held immer ein Bösewicht Theodor war. Was für böse Sachen tat nun dieser Theodor? Hören wir darüber, was Peter in den Geschichten dichtete, die ich bei seinem Erzählen mitschrieb: „Es war ein ungezogener Theodor. Er nahm einen Goldfisch aus dem Wasser und hat ihn auf die Erde geschmissen. Er konnte den Fisch nicht leiden.“

„Einmal hat der Theodor seiner Mami den Fisch weggenommen und ich wollte einmal wirklich einem Fisch im Aquarium die Augen auspicken.“

„Theodor war ungezogen, der hat die Mami verhauen, wie sie so dicken Bauch hatte. Die sollte keinen haben.“

Peter hat also verbotene Wünsche, die er jetzt in der angstfreien

Situation der Analyse gestehen kann, wenn er sie dem von seinem eigenen guten Ich durch den Namen „der ungezogene Theodor“ abgesonderten Teil zuschreibt, Wünsche, die ihrer symbolischen Verkleidung beraubt, wohl heißen würden: ich will meiner Mutter ihren Penis wegnehmen, ich will ihr aus dem dicken Leib die Kinder wegnehmen. So ist die Pflegeschwester, die seiner Annahme nach der Mutter tatsächlich etwas Böses tat, die Repräsentantin seiner eigenen bösen Triebe; er darf nicht nach ihr fragen, aus Angst, sich selbst dabei zu verraten, er darf nicht an sie denken, aus Angst, die bösen Phantasien könnten überhandnehmen, er darf die Instrumente des Bösen, Spülrohr und Steckbecken, nicht berühren, um nicht von ihnen zu Phantasien verführt zu werden. So etwa können wir uns den seelischen Kampf in Peter vorstellen, dessen Resultat war: alle bösen Impulse verdrängen, ein ganz unaggressives und vor kleinster Aggression ausweichendes Kind werden, ängstlich und überempfindlich jedem Tadel gegenüber. Wenn nun Peter in der Analyse durch die Aufklärung und die Haltung der Analytikerin so weit von Angst befreit wird, daß er schon aggressive Phantasien mitteilen darf, so taucht aus dem Verdrängten auch das böse Erlebnis auf, das seine Angst vor den eigenen Aggressionen damals so sehr gesteigert hatte. (Wir hörten ja von der Mutter, daß er seit etwa einem halben Jahr so überängstlich sei.) Und es bedeutet gewiß viel in dem therapeutischen Prozeß, der sich in ihm vollzieht, daß die Mutter nicht böse wird, als er, in der Fehlleistung seine Theodor-Phantasien auslebend, die Spitze des Spülrohrs abbricht. Es ist, als ob die Mutter mit ihrer Toleranz sagte: Was du da phantasierst und an kleinen Untaten verbrichst, damit tust du mir keinen Abbruch, ich tu dir nichts deswegen.

Man könnte fragen, wieso es der Liebe und der Freundlichkeit, die Peters Mutter ihm entgegenbrachte, nicht gelungen ist, in ihm zumindest einen Zweifel zu wecken, ob sie wirklich so grausam sei, ihn zu kastrieren; hat doch Peter niemals Kastrationsdrohungen von ihr zu hören bekommen, etwas, was viele andere Kinder erleben. Wieso hat Peter nicht versucht, die Mutter, die Zeit für ihn hatte und alle seine Fragen beantwortete, darüber auszuforschen, was sie damals, als er eineinhalb Jahre alt war, mit der Kiki gemacht hat? Ist das Kiki-Erlebnis von so ausschlaggebendem Gewicht gewesen, daß es durch keine neuen Erfahrungen korrigiert werden konnte? Peter antwortet auf diese sich uns aufdrängende Frage im Laufe der Analyse mit vielen Erinnerungen, die aus der Zeit eines Alters von eineinhalb und zwei Jahren stammen und deren Sinn in die Sprache der Erwachsenen übersetzt ist: Ich hatte das Unglück, immer neue Erfahrungen bei meiner Mutter zu machen, die den Vorstellungen, die ich mir bei der Kiki-Geschichte machte, Recht zu geben schienen. Allerdings hatten jene Erfahrungen deshalb so stark auf mich gewirkt, weil ich nach dem Kiki-Erlebnis besonders sensibel geworden war, weil ich mit jenem Erlebnis nicht fertig geworden war, weil es zu stark war, als daß ich es

mit meinem damaligen schwachen Ich hätte bewältigen können. Diese Erfahrungen, die alle einzeln erinnert und durchgearbeitet werden mußten, sollen der Übersicht wegen hier zusammenhängend berichtet werden, obwohl ihre Mitteilung sich über die ganze Analyse erstreckte. Die Daten dieser historischen Mitteilungen konnten mit Hilfe der Eltern genau festgelegt werden:

Peter ist ein Jahr fünf Monate alt, als seine Mutter zum ersten Mal in seinem Leben sich von ihm trennt. Wie Peter diese Trennung verarbeitet hat, wissen wir aus dem Bericht der Mutter. Während ihrer Abwesenheit schließt er sich an den Vater an, — (eine Reaktion auf die Enttäuschungen bei der Mutter, die er später immer wiederholte, am stärksten nach der Geburt der Zwillinge), dann nach der Rückkehr der Mutter trotz ihr der bisher so Gefügige, meldet seinen Stuhl drang nicht mehr, sondern lebt seine anale Selbstherrlichkeit im Beschmutzen von Bett und Kleidern aus. Eine Geschichte, die Peter erzählte, gehört zweifellos in diese Zeit: „Es war ein verschmierter Theodor, der hat alles beschmiert. Seine Mami sagte: Pfui, du ungezogenes Kind. Aber er hat doch das Kissen verschmiert“.

Peter ist ein Jahr sechs Monate alt, als der Besuch Kikis stattfindet, und jenes erregende Erlebnis der auf dem Töpfchen schreienden Kiki Peters guten Kontakt mit seiner Mutter in eine Angst vor ihr verwandelt.

Peter ist ein Jahr sieben Monate alt, als er mit seiner Mutter an die See reist. Kiki kommt mit ihrer Mutter an den gleichen Seebadeort. Peter sieht sie oft im nackten Zustand und oft angezogen. Nackt ist sie ohne ein Glied, angezogen ist sie aber ein Junge, denn sie trägt nie Mädchenkleider, immer nur Hosen, und ihr Haar ist auch wie bei den Jungen geschnitten. (Dieses gewiß nicht unwichtige Detail hat Peter erst zum Schluß der Analyse erinnert, und die Mutter bestätigte, daß jene Kiki ganz wie ein Junge wirkte.)

Peter verbringt zwei Monate an der See, Kikis Anblick läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Er bekommt einen Magendarmkatarrh. Wir können nicht sagen, ob an dessen Entstehung auch Peters Psyche beteiligt war, wir denken aber daran, daß dessen Hauptsymptom, der Durchfall, ein bekanntes Angstäquivalent, als ein Übermaß an Hergeben einen Gegensatz zu Kikis Nichthergebenwollen darstellt. Wir müssen auch daran denken, daß eine organische Erkrankung das narzißtische Interesse an dem erkrankten Organ steigert. Das Interesse des noch nicht eindreiviertel Jahre alten Kindes an seinem Stuhl dürfte während dieser Erkrankung auch eine Steigerung erfahren haben.

Drei Mitteilungen bringt nun Peter aus dieser Zeit: 1. „Mami hat ‚du, du‘ gesagt, als ich mich schmutzig gemacht habe“. 2. „Mami hat einmal ‚Pfui‘ gesagt, als der Junge einmal im Wald den großen Wunsch in den Mund nehmen wollte“. 3. „Mami hat das Kind gehauen, weil er wieder das Bett verschmiert hat“.

Die Mutter weiß zunächst nichts von der zweiten und der dritten Anschuldigung, erinnert sich aber mit Hilfe des Vaters, daß beide Erinnerungen des Kindes wahre Tatsachen mitteilen. Sie hat tatsächlich, verzweifelt darüber, daß er auch nach dem Durchfall nicht sauber werden wollte, ihn zweimal geschlagen. Es muß das ein furchtbarer Eindruck für das Kind gewesen sein, denn der Vater, der zum Wochenende kam, fand am nächsten Tag den Jungen zitternd im Bett vor, immer die Worte wiederholend: „Mami, nicht hauen, nicht hauen“. Der Vater weiß sich auch zu erinnern, daß bei einem Waldspaziergang der Junge in einen daliegenden Kothaufen hineinfassen wollte, und daß er dann sehr erschrocken sei und geweint hatte, als die Mutter „Pfui“ ausrief. Das Erschrecken des Kindes schien so groß, daß der Vater der Mutter Vorwürfe darüber machte, daß ihr Ton so heftig gewesen sei.

Wir verstehen nun, wieso bei Peter das Vertrauen zu der Mutter zerstört war, er dachte: sie nimmt Kindern das Pipi weg, wenn sie großen Wunsch machen, siehe Kiki. Und sie schlägt Kinder, wenn sie großen Wunsch machen, Folgerung: also jetzt mache ich keinen großen Wunsch mehr, sonst wird Mami böse und wird mir womöglich das Pipi wegnehmen.

Es kommt noch ein Erlebnis aus dieser Zeit hinzu, das alle diese Erlebnisse besonders wirkungsvoll machte.

Es gibt während jenes Seeaufenthalts im Nachbarhaus einen Ziegenbock, der dem kleinen Peter viel Spaß macht, er besucht ihn oft und geht dicht an ihn heran. Die Mutter zieht ihn zurück, der Bock könnte stoßen. Die Mutter hat aber auch zu ihm, wenn er in jener Zeit seine seltenen Trotzanfälle bekam, die Worte gesagt: „Sei wieder ein lieber Peter, wirf das Böckchen heraus“¹). Also die Mutter hat Angst vor dem stoßenden Ziegenbock, sie hat auch Angst gezeigt, als er den Kotballen im Walde anfassen wollte, sie hat Zorn gezeigt, als er sich schmutzig gemacht hat, sie weiß, auch in ihm ist ein kleiner Bock, sie hat vor dem großen Ziegenbock und vor dem kleinen, den er als großen Wunsch aus sich herausdrücken kann, Angst. Der Ziegenbock stößt und der große Wunsch im Körper stößt auch. Wenn die Mami Angst hat, wird sie böse und haut. Davor hat er Angst, also zieht er den gefahrenbringenden Stuhl zurück, wie ihn die Mutter von dem gefährlichen Ziegenbock zurückgezogen hat. — Peter hat diesen Gedankengang nicht in diesen klaren Worten gedacht, hätte er es gekonnt, so hätte er wahrscheinlich auch einmal darüber sprechen und von seinen Eltern eine Beruhigung bekommen können.

Auch in der Analyse kann er zunächst nicht darüber sprechen, stellt das Erlebnis erst in einem dramatischen Spiel dar, in dem er ein Ziegenbock ist und mich, die Mami, stößt, wobei ich große Angst zu zeigen habe. — Dann bekomme ich die Doppelrolle: bald Ziegenbock, bald

1) Man sagt in Deutschland zu trotzbenden Kindern, sie hätten einen „Bock“.

Mami zu spielen, während er ein kleiner Peter ist, und ich muß ihn nun vom Ziegenbock zurückziehen mit aufgeregten Worten: „denn er stößt dich doch noch einmal“.

Dieses Spiel, das eine Verdichtung eines vergangenen und unerledigten Erlebnisses mit der verbotenen Phantasie, die Mutter zu stoßen, darstellt, spielte Peter mehrere Tage lang mit mir, ohne auf meine Frage, wo und wann er die Bekanntschaft eines Ziegenbocks gemacht hätte, einzugehen. Nach einigen Stunden gehorsamen Mitspielens, zeigte ich Peter meinen Abstand von seinem Spiel, indem ich erklärte, niemals würde ich und ebensowenig die Mami eine so übertriebene Angst vor einem stoßenden Ziegenbock haben oder gar vor dem Stoßen eines kleinen Jungen. Mag er doch stoßen, der kleine Junge, wir stoßen eben wieder, und das macht bloß Spaß. Darauf begann Peter die oben berichtete Geschichte mit klaren Worten zu erinnern, und die Mutter konnte wieder seine Erinnerung an den Ziegenbock und an ihre Angst bestätigen. Peter hat in der nächsten Stunde mich auf die Probe gestellt, stieß mich mit dem Kopf vor den Bauch und lachte, als ich nun nicht mehr wie in dem bisherigen Spiel Angst mimte, sondern ihn wieder stieß und sich daraus ein Boxen entwickelte. Hierbei lernte Peter von seinen zarten, kaum spürbaren Angriffen zu stärkeren überzugehen, was ihm dann große Lust machte. Auch die Erziehung zu Aggressionen, die von der Außenwelt eine Bejahung finden, scheint mir nicht unbeteiligt an dem Erfolg dieser Analyse, die das Kind nicht nur zur Aufgabe seines Symptoms sondern auch zu einer sehr auffälligen und anhaltenden Veränderung seines ganzen Wesens führte. Und wiederum muß unterstrichen werden, daß einen großen Anteil an diesem Erfolg die Eltern hatten, die nun mit vollem Verständnis auf das „Ungezogenwerden“, das Aggressivwerden des Jungen eingingen; auch der Vater lernte es, sich mit seinem jungenhaft werdenden Sohn zu prügeln.

Als ich Peter den Zusammenhang zwischen seinem Zurückhalten des Stuhls und den Phantasien, die er an das Ziegenbock-Erlebnis angeschlossen hatte, deutete, schwand seine Angst bei dem Vorgang des Defäzieren gänzlich. Er brachte es nun fertig, seinen Stuhl anzusehen, lief von ihm nicht weg, sah nicht verängstigt aus, wenn er seinen Stuhl absetzte. Sein Stuhl hat die phantastische Rolle eines lebendigen, Gefahr bringenden Feindes verloren. Aber das Zurückhalten des Stuhls hielt noch an, nur an manchen Tagen ging es ohne Zurückhalten, ohne daß jedesmal ein Zusammenhang zwischen der Analyse und der Besserung greifbar verständlich geworden wäre.

Ehe wir nun zu dem Analysenabschnitt übergehen, der den Rest von Ängsten und Zweifeln erledigte, die Peter noch hemmten, sein Symptom aufzugeben, gestatten wir uns eine kritische Betrachtung der an diesen Beispielen dargelegten analytischen Technik. Die wörtliche Auslegung des Stoßspiels könnte wie eine Naivität klingen, weil sie den tieferen Sinn des Stoßens zu vernachlässigen scheint (ebenso wie ich in dem vorher dargestellten Material den tieferen unbewußten Sinn des Zerschneidens der Spritze in

meiner an den Jungen gerichteten Deutung aufzudecken unterließ). Dies geschah, weil bei kleinen Kindern meinem Eindruck nach erst die Schuldgefühle, die an den gewöhnlichen, täglichen, mehr und minder erlaubten Aggressionen wie Stoßen, Zerschlagen, Schlagen, Beschmutzen, Spucken hängen, gemildert werden müssen, ehe das Kind sich mit den Schuldgefühlen, die mit seinem Ödipuskomplex zusammenhängen, fruchtbar auseinandersetzen kann. Andere mögen anders vorgehen und die Erfahrung machen, daß mit dem Auseinanderfallen der Ödipusschuldgefühle, die man sogleich angehen könne, der Mut zu den erlaubten (und für die Entwicklung eines Lebensmuts sogar notwendigen) Aggressionen von allein wächst. Ich ziehe ein Vorgehen wie das oben geschilderte aus zwei Gründen vor: Die Angstquantitäten und Widerstände, die der analytische Prozeß erregt, werden so in feineren Dosierungen gegeben und vom Kind und Analytiker leichter zu bewältigen sein; das Ich des Kindes nimmt an dem Prozeß der Verwandlung tieferen Anteil, stärkt sich allmählich für die doch sehr komplizierte Auseinandersetzung mit seinem Es und seinem Über-Ich (seinen Triebwünschen und seiner Gewissensinstanz). In unserem Fall hatte das Auffangen des Stoßens 1) in seiner wörtlichen Bedeutung 2) in seiner auf den analen Vorgang übertragenen Bedeutung auch deshalb einen guten Sinn, weil Peter in der Phase seines Lebens, die er jetzt verarbeitete, vor allem anal-sadistisch orientiert war. Damals, als die Ziegenbockgeschichte spielte, interessierte Peter naturgemäß das tatsächliche Stoßen und Gestoßenwerden am meisten und das plötzliche Sich-herausstoßen des Stuhls beim Durchfall und dann das Herausstoßen des Stuhls, wann und wo es ihm paßte, um der seit der Kiki-Geschichte als feindlich aufgefaßten Mutter zu trotzen, und dann die Hemmung des Herausstoßens, das von der Mutter wie etwas Gefährliches gefürchtet und bestraft wurde. Aber bei dem Dreijährigen, der diese Sachen erzählte, hat das Stoßen eine neue Bedeutung, die des genitalen Angriffs auf die Mutter, dazu bekommen. Diese beschäftigte uns erst gegen das Ende der Analyse, als Peters anale Vorgeschichte schon geklärt war und Peter nun deutlich seine genitalen und auf die Mutter gerichteten Wünsche zum Ausdruck brachte. Er hat dann mit großer Ruhe und Intelligenz, weil mit einem wirklich bereits gestärkten Ich, sich damit auseinandersetzen können, weshalb ein Kind noch keinen Geschlechtsverkehr ausüben und ein Sohn die Mutter niemals besitzen könne.

Der fünfzigsten Analysenstunde, die Peter dazu brachte, sich nun ganz von seinem Symptom zu befreien, waren Spiele und Phantasien vorausgegangen, in denen die Mutter als ein beißendes Schaf erschien. Im Anschluß daran waren seine eigenen unterdrückten oralen Aggressionen gegen die Mutter deutlich geworden, und es zeigte sich, daß das Angebot der Mutter, von ihrer Brust Milch zu bekommen, seinen Milchneid nicht verringert hatte, ihn vielleicht sogar zu so aggressiven Wünschen verführte, daß er sich ihrer nur mit Hilfe der Verdrängung erwehren konnte. In einer Geschichte, die wörtlich zitiert zu werden verdient, setzt Peter seine Kastrationsangst und seine oralen Aggressionen dicht nebeneinander:

„Es war einmal ein Theodor, ein gedorrter¹. Er dachte, sein Pipi fällt ab. Er war so dumm. Und dann hat er gedacht, wenn das Pipi fällt ab, dann

1) Solche Wortspiele begann Peter in dieser Zeit zu lieben, in der ihm die Analyse sein inneres Spiel mit dem Kot zu verleiden begann.

kommt der große Wunsch mit dem Pipi heraus. Er wollte immer die ganze Milch aus Mamis Bauch trinken. Der hat die Brüderchen weggenommen und dann hat er getrunken. Da hat sie die Brüderchen wieder rangenommen. Da hat er wieder die Brüderchen weggenommen und hat ganz ausgetrunken, alles.“

Der Erfolg der Analyse seiner oralen Aggressionen war, daß er sich vertrauensvoll an die Mutter anzuschließen begann und es gelegentlich duldete, daß sie bei unseren Unterhaltungen zugegen war, eine Maßnahme, die bei dieser sehr verständigen und unneurotischen Mutter möglich war und sich auch deshalb empfahl, weil die Behandlung aus äußeren Gründen nicht sehr lange dauern konnte¹.

Fünfundzwanzigste Behandlungsstunde

In dieser Stunde, deren Verlauf genau wiedergegeben werden soll, hatte Peter gewünscht, daß ich mit ihm ins Badezimmer gehe, damit ich zusähe, daß er bereits ohne Angst sich seines Stuhls entledigen könne. Er wünschte danach von mir gebadet und zu Bett gebracht zu werden. Es wurde dabei nichts Besonderes gesprochen, ich las ihm dann im Bett auf seine Bitte und in Gegenwart der Mutter ein Gedicht von Richard Dehmel vor, in dem ein Kind zum Kaufmann läuft, um Sonne zu kaufen, und ich erzählte dann der Mutter, daß Peter an vorhergehenden Tagen verstanden hätte, daß das nicht wirklich, sondern ein Witz sei. Ich sagte etwa folgende Worte: „Jetzt versteht der Peter schon, daß man sich manchmal etwas ausdenken kann, was nicht wahr ist, eine Dummheit oder einen Witz.“

Prompt auf diesen Satz von mir wendet sich Peter an seine Mutter mit einem Ausdruck, als sei er plötzlich von einer Eingebung überfallen worden: „Mami, aber wozu ist das Rohr an dem Topf gewesen, wie Du krank warst?“

Mutter: „Damit man den Topf besser anfassen kann, das ist der Griff, so wie der Henkel bei deinem Topf.“

Peter mit einem Gesichtsausdruck, der anstrengende Gedankenarbeit verrät: „Aber wozu ist das Rohr an deinem Topf.“

Mutter: „Damit man den großen Wunsch besser ausgießen kann durch das Rohr.“

Peter: „Aber wozu ist das Rohr?“

Die Mutter erklärt noch einmal mit sehr einfachen Worten, daß das Rohr praktisch zum Ausgießen des Topfinhaltes sei.

Peter wiederholt die Frage, als gingen ihn alle diese Erklärungen nichts an: „Aber Mami sag mir, wozu ist das Rohr?“

Ich bringe ihm das Steckbecken herbei, damit wir besser demonstrieren können, was er zu wissen verlangt.

1) Wüsste Peter, daß seine Mutter nicht zugegen sei, so würde sein Wunsch selbstverständlich respektiert. Niemals war die Mutter zugegen, wenn Peter seine feindseligen Tendenzen gegen sie äußerte.

Peter gibt sich auch dann nicht zufrieden, faßt das Steckbecken an, fragt: „Mami, hast du dich so draufgesetzt?“

Mutter: „Ja, weil ich so schwach war, da durfte ich nicht aus dem Bett heraus.“

Peter: „Mami, ich will mich auch drauf setzen.“ Er deckt sich ab, erklärt, er könnte hineinfallen, legt ein kleines Kissen aufs Steckbecken, setzt sich dann darauf, denkt scheinbar angestrengt nach, macht sein Schlafhöschen auf, schiebt das Kissen etwas weg, richtet mit ängstlichem Gesichtsausdruck sein Glied auf die Öffnung des Rohrs, man sieht es seiner Bewegung an, daß er es hineinstecken möchte und sich nicht traut, dabei wiederholt er nachdenklich: „Wozu ist aber das Rohr?“ Seine Gesten machen mir plötzlich deutlich, was das Kind mit seiner Frage meint. Ich sage also: „Ach, du meinst, Mami hat doch ein Pipi gehabt, so wie du und hat es hineingesteckt und dann ist es drin im Rohr geblieben. Du denkst vielleicht, das Blut damals kam von Mamis Pipi?“

Peter ganz erlöst: „Ja, das hab ich gedacht“.

Der ganz veränderte, befreite Gesichtsausdruck des Kindes wirkten auf die Mutter und mich völlig überzeugend, daß er nun endlich die Lösung der Frage bekam, die ihn noch quälte. Er lachte befreit auf: „Da hab ich einen Witz gedacht, Mamis Pipi kann nicht abbrechen, Mami hat doch kein Pipi gehabt, sie ist ohne Pipi geboren, Frauen haben keine Pipis“. So, als hätte er erst jetzt diese Tatsache völlig glaubhaft gefunden.

Die erlösende Wirkung der Deutung zeigte sich in der Stunde darauf, in der Peter ohne Angst mit dem Steckbecken spielte, Puppen und Tiere hineinsetzte, Wasser aus dem Rohr ausgoß und dazu erzählte, so als staunte er über seine frühere Dummheit: „Das hab ich einmal dumm gedacht, Pipis können nicht abbrechen“.

Am nächsten Morgen verlangte Peter, in das Bett der Mutter hineingenommen zu werden, etwas was er seit ihrer Brustentzündung ängstlich mied. Die Wandlung seines ängstlichen Wesens in ein freies, jungenhaftes, wurde noch auffälliger, und das Zurückhalten des Stuhls war in den nächsten Tagen verschwunden. Er war stolz, jeden Morgen „wie ein Herr nach dem Frühstück“ aufs Klosett zu gehen.

Es scheint, daß Peter erst volle Klarheit darüber gewinnen mußte, daß die Mutter nicht kastriert sei, um ihr zu trauen. Als dächte er: hat man ihr nichts Böses getan, kann man ihr dieses Böse überhaupt nicht antun, so wird sie auch mir nichts Böses antun.

Diese fünfzigste Stunde erst macht verständlich, was Peter eigentlich in der ersten Stunde sagen wollte und noch nicht konnte, als er bei allen Gegenständen des Schrankes, wozu sie seien, gefragt hat und nur das Steckbecken ausließ. Der Prozeß der Klärung schien ganz abgerundet, als nun Peter in der zweiundfünfzigsten Stunde das Erlebnis mit dem zu kleinem Töpfchen wieder aufgriff, das er in Form des Agierens in der vierten Stunde dargestellt hatte. Er hatte am gleichen Tage, an dem er morgens

in das Bett der Mutter gekommen war, nach seinem Mittagsschlaf die Mutter ängstlich an sein Bettchen gerufen und erschreckt seinen erigierten Penis gezeigt. Die Mutter hatte ihn beruhigt, er werde wieder von allein weich. In der Stunde darauf, der zweiundfünfzigsten, erzählt mir Peter von diesem Erlebnis des Vortages, und als wollte er selbstständig seine Angst vor dem erigierten Penis analysieren, berichtet er nun das uns bereits bekannte Erlebnis, aber jetzt in ganz klaren Worten:

„Einmal war auf dem Topf mein Pipi hart geworden, wie ich großen Wunsch gemacht habe. Da hat es mir weh getan, da hat mich der Topf am Pipi gestoßen. Da hab' ich gedacht, mein Pipi ist abgebrochen. Weil mein Topf zu klein war“.

Die nächste sehr viel weniger dramatische Phase der Analyse machte deutlich, wieso Peter an dem gleichen Tage, an dem er die Mutter im Bett besuchte, eine Erektion bekommt, vor ihr erschrickt und die bisher gefürchtete Mutter zur Mitwiserin und so gleichsam zur Entlastungsperson macht. Er begann jetzt, nachdem er die Angst vor der Mutter ganz verloren hatte, deutliche Zeichen des Ödipuskomplexes zu äußern. Und erst jetzt, nachdem seine frühinfantile anale Zeit in Ordnung gebracht war, machte er einen kecken Vorstoß in die genitale Phase¹. Sehr interessant war dabei, daß es nun für einige Tage eine Neigung, den Urin möglichst lange zurückzuhalten, entwickelte, und sich darin übte, die Blase nicht ganz zu entleeren, „etwas von meinem Bogen halte ich zurück“. Diese Gewohnheit schwand, als die Analyse seine Ödipuswünsche ans Licht brachte und seine Angst vor ihnen. Der Penis, der scheinbar nun an Stelle des Darms der Hauptträger der sexuellen Erregung und der aggressiven Wünsche zu werden begann, verfiel in konfliktvollen Situationen auf die gleiche Kompromißleistung wie bisher der Darm: Zurückhalten, aber dabei Lust gewinnen, Retentionslust.

Es ist in dieser kurzen Zeit nicht gelungen, eine völlige Klarheit über die Onanie des Kindes zu gewinnen. Zu der Zeit als die Analyse begann, hat Peter vor dem Einschlafen, aber auch sonst häufiger am Penis gespielt, scheinbar ohne Schuldgefühle, und scheinbar ohne dabei zu großer Lust zu gelangen. Dagegen brachte er es bei seinem Stuhlzurückhalten deutlich

1) Selbstverständlich waren ihm auch schon vorher genitale Sensationen bekannt, wie die Erektion auf dem Töpfchen im Alter von zwei Jahren bezeugt. Manches spricht dafür, daß auch Phantasien, in denen der Penis eine Rolle spielt, ihn in der erregenden Zeit zwischen dem Kiki-Erlebnis (1 $\frac{1}{2}$ Jahre) und der Geburt der Brüder (2 $\frac{1}{2}$ Jahre) beschäftigten. Aber genitale Erregungen und Phantasien sind in jener Zeit verwoben mit prägenitalen, oralen, analen und sadistischen Regungen, von denen sein Tagesleben erfüllt ist. So kommt das Phänomen zustande, daß die durch traumatisches Erlebnis vor Erreichung des Genitalprimats entstandene genitale Angst ein Symptom hervorruft, das nicht die genitale, sondern die anale Sphäre betrifft. Der Fall erinnert darin wie auch in einigen anderen Punkten an den von Berta Bornstein mitgeteilten Fall eines zweijährigen Mädchens. (Die Phobie eines zweieinhalb-jährigen Kindes. Int. Zeitschr. f. PsA., XVII, 1931, S. 344 ff.)

zu orgastischen Sensationen. Noch mehrere Monate nach dem Aufhören der Analyse, in der Zeit, als Peter bereits täglich entleeren konnte, liebte er es doch, fast regelmäßig eine halbe Stunde zu warten, bis er das Klosett aufsuchte. Auf die Frage des Vaters, ob er nicht auch das noch mit mir besprechen möchte, warum er das täte, äußerte Peter: „Ach, ich schaukle nur noch ein bißchen meinen großen Wunsch im Popo hin und her“. Wir wissen nicht, wie es ihm gelungen ist, auch auf diesen Rest der Retentionsneigung zu verzichten, wir können nur vermuten, daß ein Weiterschreiten in seiner genitalen Entwicklung den Verzicht auf die anale Onanie möglich gemacht hat.

Mit der Änderung von Peters Einstellung zur Mutter ging eine interessante Wandlung seiner Beziehung zum Vater vor sich. Als Peter ein Jahr fünf Monate alt war, erlebten seine Eltern eine Szene mit ihm, die wie eine gute Prognose für die Ausbildung eines normalen und kräftigen Ödipuskomplexes aussieht. Peter ist morgens im Bett bei der Mutter, als der Vater ihr einen Kuß gibt. Peter sieht den Vater drohend an und gibt ihm eine schallende Ohrfeige mit den Worten: „Meine Mami!“ Kurz danach — wir wissen, welche Erlebnisse kurz danach Peters liebevolle Einstellung zur Mutter zerstört haben — finden wir nichts mehr von einer so aggressiven Haltung bei ihm vor. Er schließt sich im Gegenteil immer stärker an den Vater an, läßt sich von ihm anziehen, beim Urinieren helfen, Geschichten erzählen, geht zu ihm ins Bett, zieht ihn sichtlich der Mutter vor. Wie sehr aber der Vater von dem Kind zu dieser mütterlichen Haltung verführt wurde, ersehen wir daraus, daß nun, nachdem das Kind sein ängstliches Wesen gegen ein jungenhaftes vertauscht hat, auch der Vater seine Haltung ihm gegenüber änderte: Vater und Sohn boxen miteinander, streiten gelegentlich, zeigen Eifersucht aufeinander. Peter phantasiert, ein Haus für sich und die Mutter zu bauen, dem Vater ein anderes, der Vater könne die Mutter und ihn manchmal besuchen, müsse sich aber vorher telephonisch anmelden.

Nachtrag

Diese Behandlung hat vor bald zwei Jahren stattgefunden. Peter entwickelte sich in der Zwischenzeit völlig normal, hat gute Beziehungen zu anderen Menschen und Kindern, zeigt gute Sublimierungsfähigkeiten auf allen Gebieten, nimmt zwar sensibel alle Eindrücke auf, setzt sich aber nun kräftig mit den Widrigkeiten und beängstigenden Eindrücken auseinander, von denen keines Menschen Leben verschont bleibt. Die Eigenschaften des Analcharakters, Geiz und pedantisch übertriebene Sauberkeit, sind geschwunden. In der Zwischenzeit habe ich alle paar Monate eine oder mehrere Stunden mit ihm verbracht, ihm auch einige Analysenstunden gegeben, wenn er danach verlangte. Während er kurz nach Abschluß der Behandlung, wenn von mir die Rede war, von oben herab sagte: „Ach, die Steff von den dummen Sachen“, so, als gingen ihn diese nichts mehr an, hat er später,

jedesmal, wenn er etwas erlebte, was tatsächlich geeignet war, das Gleichgewicht eines Kindes zu erschüttern, den Wunsch geäußert, zu mir zu kommen. Er nimmt mich deutlich als die Instanz, die in Dingen des Unbewußten und der Kindererziehung fachmännisch beraten kann. Was ihn dann beunruhigte, konnte er mit einer oder einigen Stunden erledigen. Fast jedesmal zeigte sich dabei, daß in der Analyse des Dreijährigen ein Problem nicht genügend beachtet oder nicht gut genug durchgearbeitet war, so z. B. Peters Wunsch, nicht nur ein Mann, sondern auch eine Frau zu sein, um Kinder wie die Mutter zu gebären.

B E R I C H T E

Aus „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinns“

Von Sandor Ferenczi †

Am 22. Mai 1933 verschied in Budapest Dr. Sandor Ferenczi; von seinem reichen wissenschaftlichen Nachlaß brachte die Zeitschr. f. Psch. Pädagogik in diesem Jahrgang (Heft 3/4) die vom Standpunkt der Kinderpsychologie so aufschlußreiche Arbeit „Ein kleiner Hahnemann“. Im Jahrgang 1928 dieser Zeitschrift erschien „Die Anpassung der Familie an das Kind“, im Jahrgang 1929 die von Dr. Ferenczi herausgegebenen Aufzeichnungen „Aus der Kindheit eines Proletariermädchens“. Im folgenden geben wir auszugsweise eine der theoretischen Arbeiten wieder. (Erschienen in der Zeitschr. f. Psch. 1913 und im Band I der „Bausteine zur Psychoanalyse“.)

Die Erzieher nehmen es wie eine Selbstverständlichkeit hin oder buchen es als einen Erfolg der Erziehungskunst, wenn bei einem Kind die ersten Anzeichen einer aufschiebenden, überlegenden Denktätigkeit zwischen Wünschen und Handeln bemerkbar werden. Sie wundern sich kaum, daß das kleine Kind so wird, und sehen bloß das fertige Produkt, erwarten, daß das Kind so beschaffen sein wird, wie es nach den Wünschen der Großen sein soll; sie geben sich aber nicht Rechenschaft darüber, wie das Kind dorthin kommt. In der Erziehungsarbeit sieht man bloß die groben Züge der kindlichen Entwicklung, die bedeutsamen Vorgänge spielen sich aber in der Tiefe ab, dort, wo das unbewaffnete Auge nicht mehr sehen kann; mit dem Mikroskop der Psychoanalyse ist es noch möglich seelische Abläufe zu beobachten, die den Kinderpsychologen bisher entgehen mußten.

Vom kleinen Kind ist längst bekannt, daß es sich in den ersten Monaten und Jahren nicht immer so verhält, wie die zoologische Einordnung es vom homo sapiens erwarten ließ. Das Bekanntwerden mit der Wirklichkeit folgt merkwürdigen Wegen, sie wird keineswegs, wie wir früher glaubten, von der Vernunft gelenkt. Vieles spricht dafür, daß das Kind sogar einen Widerstand gegen die Anpassung entwickelt. Wenn es sich schon teilweise dazu entschlossen hat, führen einzelne seiner Körperteile sozusagen noch ein Sonderdasein, in welchem die Forderungen und Vorteile der Realitätsanpassung noch nicht wirksam sind. „Ein kleiner Junge, dem das Bohren in der Nase verboten wurde, antwortete der Mutter: „Ich will ja nicht, aber meine Hand will und ich kann sie nicht hindern.“

Die vergleichende Psychoanalyse von Kindern, Primitiven, Neurotikern und Geisteskranken erlaubt es, die Entwicklung des Wirklichkeitssinns in vier Phasen ablaufen zu sehen. Der direkten Beobachtung bieten sich bloß Reste dieser Phasen, in pathologischen Abläufen sind sie oft viel deutlicher erkennbar. Wie eine bloße gedankliche Konstruktion mutet die erste Phase an: Periode der bedingungslosen Allmacht.

„Ich meine die im Mutterleib verbrachte Lebenszeit des Menschen. In diesem Zustand lebt der Mensch wie ein Parasit des Mutterleibes. Eine „Außenwelt“ gibt es für das aufkeimende Lebewesen nur in sehr beschränktem Maße; sein ganzes Bedürfnis nach Schutz, Wärme und Nahrung wird von der Mutter gedeckt. Ja, es hat

nicht einmal die Mühe, sich des ihm zugeführten Sauerstoffes und der Nahrungsmittel zu bemächtigen, denn es ist dafür gesorgt, daß diese Stoffe durch geeignete Vorrichtungen geradewegs in seine Blutgefäße gelangen. — Im Vergleich hiezu muß z. B. ein Eingeweidewurm viel Arbeit leisten, die „Außenwelt verändern“, wenn er sich erhalten will. Alles Sorgen um den Fortbestand der Leibesfrucht ist aber der Mutter übertragen. Wenn also dem Menschen im Mutterleibe ein wenn auch unbewußtes Seelenleben zukommt, — und es wäre unsinnig zu glauben, daß die Seele erst mit dem Augenblick der Geburt zu wirken beginnt, — muß er von seiner Existenz den Eindruck bekommen, daß er tatsächlich allmächtig ist. Denn was ist Allmacht? Die Empfindung, daß man alles hat, was man will, und man nichts zu wünschen übrig hat.

Der „Kindergrößenwahn“ von der eigenen Allmächtigkeit ist also zumindest kein leerer Wahn; das Kind und der Zwangsneurotiker fordern von der Wirklichkeit nichts Unmögliches, wenn sie davon nicht abzubringen sind, daß ihre Wünsche sich erfüllen müssen; sie fordern nur die Wiederkehr eines Zustandes, der einmal bestanden hat, jener „guten alten Zeit“, in der sie allmächtig waren.

Versuchen wir, uns in die Psyche des Neugeborenen nicht nur (wie es die Pflegepersonen tun) einzufühlen, sondern auch hineinzudenken, so müssen wir uns sagen, daß das hilflose Schreien und Zappeln des Kindes eine scheinbar recht unzweckmäßige Reaktion auf die unlustvolle Störung ist, die die bisherige Befriedigungssituation infolge der Geburt plötzlich erfahren hat. Gestützt auf Überlegungen, die Freud im allgemeinen Teile seiner „Traumdeutung“ ausführt¹, dürfen wir annehmen, daß die erste Folge dieser Störung die halluzinatorische Wiederbesetzung der vermißten Befriedigungssituation: der ungestörten Existenz im warmen, ruhigen Mutterleibe, gewesen ist. Die erste Wunschregung des Kindes kann also keine andere sein als die, in diese Situation zurückzugelangen. Das Merkwürdige an der Sache ist nun, daß sich diese Halluzination des Kindes — normale Kinderpflege vorausgesetzt — tatsächlich realisiert. Es hat sich also die bisherige bedingungslose „Allmacht“ vom subjektiven Standpunkte des Kindes nur insofern verändert, als es sich die Wunschziele nur halluzinatorisch besetzen (vorzustellen), aber an der Außenwelt sonst nichts zu ändern braucht, um nach Erfüllung dieser einzigen Bedingung die Wunscherfüllung wirklich zu erlangen. Da das Kind von der realen Verkettung der Ursachen und Wirkungen, von der Existenz und Tätigkeit der Pflegepersonen sicher keine Kenntnis hat, muß es sich im Besitze einer magischen Fähigkeit fühlen, alle Wünsche einfach durch Vorstellung ihrer Befriedigung tatsächlich realisieren zu können. (Periode der magisch-halluzinatorischen Allmacht.)

Da der Wunsch nach Triebbefriedigungen sich periodisch meldet, die Außenwelt aber von dem Eintreten jenes Momentes, wo der Trieb sich geltend macht, keine Kenntnis hat, genügt die halluzinatorische Repräsentation der Wunscherfüllung bald nicht mehr dazu, um die Wunscherfüllung wirklich herbeizuführen. Die Erfüllung wird an eine neue Bedingung geknüpft: das Kind muß gewisse Signale geben, also eine wenn auch inadäquate motorische Arbeit leisten, damit sich die Situation in seinem Sinn verändert und die „Vorstellungsidentität“ von der befriedigenden „Wahrnehmungsidentität“ gefolgt wird¹.

Schon das halluzinatorische Stadium war durch das Auftreten unkoordinierter motorischer Entladungen bei Unlustaffekten charakterisiert (Schreien, Zappeln). Diese

1) Freud: „Traumdeutung“. 1900. Ges. Schr., Bd. II, S. 482f.

benützt nun das Kind als magische Signale, auf deren Ruf dann die Wahrnehmung der Befriedigung (natürlich mit äußerer Hilfe, von der aber das Kind keine Ahnung hat) prompt eintrifft. Das subjektive Empfinden des Kindes bei diesen Vorgängen ist dem eines wirklichen Zauberers zu vergleichen, der nur eine bestimmte Geste vorzunehmen hat, damit in der Außenwelt die kompliziertesten Ereignisse nach seinem Willen vor sich gehen¹.

Wir merken, wie die Allmacht des menschlichen Lebewesens bei Zunahme der Kompliziertheit der Wünsche an immer mehr „Bedingungen“ geknüpft wird. Bald genügen auch diese Abfuhräußerungen nicht mehr, um die Befriedigungssituation hervorzurufen. Die sich mit der Entwicklung immer spezieller gestaltenden Wünsche erfordern entsprechend spezialisierte Signale. Solche sind zunächst: die Nachahmungen der Saugbewegungen mit dem Mund, wenn der Säugling gestillt werden will, und die charakteristischen Äußerungen mittels Stimme und Bauchpresse, wenn es von den Exkrementen gereinigt werden möchte. Allmählich lernt das Kind auch, die Hand nach den Gegenständen auszustrecken, die es haben will. Später entwickelt sich daraus eine förmliche Gebärdensprache: durch entsprechende Kombination der Gesten vermag das Kind ganz spezielle Bedürfnisse zu äußern, die denn auch sehr oft wirklich befriedigt werden, so daß sich das Kind — wenn es nur die Bedingung der Wunschäußerung mittels entsprechender Gesten einhält — immer noch allmächtig vorkommen kann: *Periode der Allmacht mit Hilfe magischer Gebärden*.

Mit der Zunahme des Umfangs und der Kompliziertheit der Bedürfnisse mehren sich natürlich nicht nur die „Bedingungen“, denen sich das Individuum unterwerfen muß, wenn es seine Bedürfnisse befriedigt sehen will, sondern auch die Zahl der Fälle, in denen seine immer dreisteren Wünsche selbst bei strenger Einhaltung der einmal wirkungsvoll gewesenen Bedingungen unerfüllt bleiben. Die ausgestreckte Hand muß oft leer zurückgezogen werden; der ersehnte Gegenstand folgt der magischen Geste nicht. Ja, eine unbezwingliche feindliche Macht mag sich dieser Geste mit Gewalt entgegensetzen und die Hand zwingen, ihre frühere Lage einzunehmen. Hat sich bislang das „allmächtige“ Wesen mit der ihm gehorchenden, seinen Winken folgenden Welt eins fühlen können, so kommt es allmählich zu einem schmerzlichen Zwiespalt innerhalb seiner Erlebnisse. Es muß gewisse tückische Dinge, die seinem Willen nicht gehorchen, als *Außenwelt vom Ich*, d. h. die subjektiven psychischen Inhalte (Gefühle) von den objektivierten (den Empfindungen) sondern. Ich benannte einmal das erste dieser Stadien die *Introjektionsphase* der Psyche, da hier noch alle Erfahrungen ins Ich aufgenommen werden, die spätere die *Projektionsphase*². Man könnte nach dieser Terminologie die Allmachtsstadien auch als

1) Wenn ich in der Pathologie nach einem Analogon dieser Entladungen suche, muß ich immer an die *genuine Epilepsie*, diese problematischste unter den großen Neurosen, denken. Und obzwar ich ohne weiteres zugebe, daß in der Frage der Epilepsie Physiologisches und Psychologisches schwer zu sondern ist, erlaube ich mir doch darauf aufmerksam zu machen, daß die Epileptiker als ungemein „empfindliche“ Menschen bekannt sind, hinter deren Unterwürfigkeit beim leisesten Anlaß furchtbare Wut und Selbstherrlichkeit zum Vorschein kommt. Diese Charaktereigenschaft wurde bisher meist als sekundäre Entartung, als Folge oft wiederholter Anfälle gedeutet. Man muß aber auch an eine andere Möglichkeit denken: an die nämlich, ob denn die epileptischen Anfälle nicht als Regressionen in die infantile Periode der Wunscherfüllung mittels unkoordinierter Bewegungen zu betrachten sind. Die Epileptiker wären dann Wesen, bei denen sich die Unlustaffekte aufhäufen und sich periodisch in Paroxysmen abreagieren. Erwiese sich diese Erklärung als brauchbar, so müßten wir die Fixierungsstelle für eine spätere Erkrankung an Epilepsie in dieses Stadium der unkoordinierten Wunschäußerungen verlegen. — Das irrationelle Strampeln mit den Füßen, das Ballen der Fäuste, das Zähneknirschen usw. bei *Zornesausbruch* wäre eine mildere Form derselben Regression bei sonst gesunden Menschen.

2) Siehe Introjektion und Übertragung. 1909, „Bausteine zur Psychoanalyse“. Band I, S. 9.

Introjektionsstufen, das Realstadium als Projektionsstufe der Ich-Entwicklung ansprechen.

Doch auch die Objektivierung der Außenwelt zerreißt nicht jeden Faden zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich. Das Kind lernt zwar sich damit bescheiden, daß es nur über einen Teil der Welt, über das „Ich“ verfügen kann, der Rest, die Außenwelt aber seinen Wünschen oft Widerstand entgegengesetzt, es hängt aber immer noch dieser Außenwelt Qualitäten an, die es an sich kennengelernt hat, d. h. Ich-Qualitäten. Alles spricht dafür, daß das Kind eine animistische Periode der Realittsaufassung durchmacht, in der ihm jedes Ding beseelt vorkommt und es in jedem Ding seine eigenen Organe und deren Tätigkeiten wiederzufinden sucht¹.

Es wurde einmal gegen die Psychoanalyse die spöttische Bemerkung laut, daß nach dieser Lehre das „Unbewußte“ in jedem konvexen Gegenstand einen Penis, in jedem konkaven die Vagina oder den Anus sieht. Ich finde, daß dieser Satz die Tatsachen gut charakterisiert. Die kindliche Psyche (und die daraus restierende Tendenz des Unbewußten beim Erwachsenen) kümmert sich am eigenen Leibe zunächst ausschließlich, später hauptsächlich um die Befriedigung seiner Triebe, um die Lustbefriedigungen, die ihm das Saugen, das Essen, die Berührung der erogenen Körperpartien und die Exkretionsfunktionen verschaffen; was Wunder, wenn auch seine Aufmerksamkeit in erster Linie durch solche Dinge und Vorgänge der Außenwelt gefesselt wird, die auf Grund einer noch so entfernten Ähnlichkeit an die ihm liebsten Erlebnisse erinnern.

Es entstehen so jene innigen, fürs ganze Leben bestehen bleibenden Beziehungen zwischen dem menschlichen Körper und der Objektwelt, die wir die symbolischen heißen. Einerseits sieht das Kind in diesem Stadium in der Welt nichts als Abbilder seiner Leiblichkeit, andererseits lernt es, die ganze Mannigfaltigkeit der Außenwelt mit den Mitteln seines Körpers darzustellen. Diese Fähigkeit zur symbolischen Darstellung ist eine bedeutende Vervollständigung der Gebärdensprache; sie befähigt das Kind zum Signalisieren nicht nur solcher Wünsche, die unmittelbar seine Körperlichkeit angehen, sondern auch zur Äußerung von Wünschen, die sich auf die Veränderung der nunmehr als solche erkannten Außenwelt beziehen. Ist das Kind von liebevoller Pflege umgeben, so muß es selbst in diesem Stadium seiner Existenz die Illusion seiner Allmacht nicht aufgeben. Es braucht ja immer noch einen Gegenstand nur symbolisch darzustellen, und das (beseelt geglaubte) Ding „k o m m t“ oft wirklich zu ihm; denn diesen Eindruck muß das animistisch denkende Kind bei der Befriedigung seiner Wünsche haben. Allerdings läßt ihn die Ungewißheit des Eintreffens der Befriedigung allmählich ahnen, daß es auch höhere, „göttliche“ Mchte gibt (Mutter oder Amme), deren Gunst es besitzen muß, soll der magischen Gebärde die Befriedigung auf dem Fuße folgen. Übrigens ist auch die Befriedigung unschwer erfüllt, besonders bei großer Nachgiebigkeit der Umgebung.

Eines der körperlichen „Mittel“, die das Kind zur Darstellung seiner Wünsche und der von ihm gewünschten Gegenstände verwertet, gelangt dann zu besonderer, alle anderen Darstellungsmittel berflgelnder Bedeutung — nämlich die Sprache. Die Sprache ist ursprnglich² die Nachahmung, d. h. stimmliche Darstellung der durch die Dinge produzierten oder mit ihrer Hilfe produzierbaren Laute und Geräusche;

¹) Zum Thema des Animismus siehe auch die Abhandlung „ber Naturgefühl“ von Dr. Hanns Sachs. Imago, I, 1912.

²) S. Kleinpaul: „Leben der Sprache“ (Leipzig, 1893), und Dr. Sperber: „ber den Einfluß sexueller Momente auf Entstehung und Entwicklung der Sprache (Imago, I, 1912).

die Geschicklichkeit der Sprachorgane gestattet eine viel größere Mannigfaltigkeit von Gegenständen und von Vorgängen der Außenwelt, und zwar viel einfacher, zu reproduzieren, als es mit Hilfe der Gebärdensprache möglich war. Die Gebärdensymbolik wird so von der Sprachsymbolik abgelöst: gewisse Reihen von Lauten werden mit bestimmten Dingen und Vorgängen in feste assoziative Verbindung gebracht, ja, allmählich mit diesen Dingen und Vorgängen identifiziert. Daraus erwächst der große Fortschritt, daß man der schwerfälligen bildlichen Vorstellung und der noch schwerfälligeren dramatischen Darstellung entoben wird; die Vor- und Darstellung jener Reihe von Sprachlauten, die wir Worte nennen, gestattet eine weit spezialisiertere und ökonomischere Fassung und Äußerung der Wünsche. Zugleich ermöglicht die Sprachsymbolik das bewußte Denken, indem es sich an die an sich unbewußten Denkprozesse assoziiert und ihnen wahrnehmbare Qualitäten verleiht.

Nun ist das bewußte Denken mittels Sprachzeichen die höchste Leistung des psychischen Apparates, die schon die Anpassung an die Realität durch Aufhalten der reflektorischen motorischen Abfuhr und der Unlustentbindung ermöglicht. Und trotzdem versteht das Kind sein Allmachtsgefühl selbst in diesem Stadium seiner Entwicklung hinüberzuretten. Die gedanklich gefaßten Wünsche des Kindes sind nämlich noch so wenig zahlreich und von verhältnismäßig so unkomplizierter Art, daß es der aufmerksamen, um das Wohl des Kindes besorgten Umgebung leicht gelingt, die meisten dieser Gedanken zu erraten. Die das Denken (besonders bei Kindern) immer noch begleitenden mimischen Äußerungen machen den Erwachsenen diese Art Gedankenlesen besonders leicht. Und wenn gar das Kind seine Wünsche in Worte faßt, so beeilt sich die hilfsbereite Umgebung, sie womöglich sofort zu erfüllen. Das Kind aber dünkt sich dabei wirklich im Besitze zauberhafter Fähigkeiten, befindet sich also in der Periode der magischen Gedanken und der magischen Worte.

Wir können nur wiederholen: alle Kinder leben im glücklichen Wahne der Allmacht, der sie irgend einmal — wenn auch etwa nur im Mutterleibe — wirklich teilhaftig waren. Es hängt von ihrem „Daimon“ und ihrer „Tyche“ ab, ob sie die Allmachtsgefühle auch ins spätere Leben hinüberretten — und Optimisten werden können, oder ob sie die Zahl der Pessimisten vermehren werden, die sich mit der Versagung ihrer unbewußten irrationalen Wünsche nie versöhnen, sich durch die wichtigsten Anlässe beleidigt, zurückgesetzt fühlen und für Stiefkinder des Schicksals halten, — weil sie nicht seine einzigen oder Lieblingskinder bleiben können.

Die Entwicklungsstufen des Realitätssinnes wurden in den bisherigen Erörterungen nur an den egoistischen, in den Dienst der Selbsterhaltung gestellten sogenannten „Ich-Trieben“ dargestellt; die Realität hat eben, wie es Freud festgestellt hat, innigere Beziehungen zum „Ich“ als zur Sexualität, einerseits, weil die letztere weniger von der Außenwelt abhängig ist (sie kann sich lange autoerotisch befriedigen), andererseits, weil sie während der Latenzzeit unterdrückt ist und gar nicht mit der Realität in Berührung kommt. Die Sexualität bleibt also zeitlebens mehr dem Lustprinzip unterworfen, während das Ich nach jeder Mißachtung der Wirklichkeit sofort die bitterste Enttäuschung erfahren müßte². Betrachten wir nun das Luststadium charakterisierende Allmachtsgefühl in der Sexualentwicklung, so müssen wir feststellen, daß hier die „Periode der bedingungslosen All-

1) S. Freud: „Traumdeutung“. Ges. Schr., Bd. II, S. 519.

2) Freud: „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens.“ Ges. Schr., Bd. V.

m a c h t“ bis zum Aufgeben der autoerotischen Befriedigungsarten andauert, wo doch das Ich schon längst an die sich immer mehr komplizierenden Bedingungen der Realität angepaßt ist und über die Stadien der magischen Gebärden und Worte hinaus, fast schon bei der Kenntnis der Allmacht der Naturgewalten anlangte. Autoerotismus und Narzißmus sind also die Allmachtsstadien der Erotik; und da der Narzißmus überhaupt nie aufhört, sondern nebst der Objekterotik immer auch erhalten bleibt, so kann man sagen, daß — insofern man sich darauf beschränkt, sich selbst zu lieben — man sich die Illusion der Allmacht in Sachen der Liebe zeit lebens bewahren kann. Daß der Weg zum Narzißmus zugleich der stets gangbare Regressionsweg nach jeder Enttäuschung am Objekte ist, ist zu bekannt, um bewiesen werden zu müssen; autoerotisch-narzißtische Regressionen von pathologischer Stärke dürften hinter den Symptomen der Paraphrenie (Dementia praecox) und der Hysterie vermutet werden, während die Fixierungsstellen der Zwangsneurose und der Paranoia auf der Entwicklungslinie der „erotischen Realität“ (der Nötigung zur Objektfindung) zu finden sein dürften.

Im allgemeinen stellt sich die Entwicklung des Realitätssinnes als eine Reihe von Verdrängungsschüben dar, zu denen der Mensch nicht durch spontane „Entwicklungsbestrebungen“, sondern durch die Not, durch Anpassung erheischende Versagung gezwungen wird. — Die erste große Verdrängung wird durch den Geburtsvorgang notwendig gemacht, die wohl sicher ohne aktive Mithilfe, ohne „Absicht“ des Kindes zustande kommt. Die Leibesfrucht wäre viel lieber auch weiter ungestört im Mutterleibe geblieben, wird aber grausam in die Welt gesetzt, muß die lieb gewonnenen Befriedigungsarten vergessen (verdrängen) und sich an neue anpassen. Dasselbe grausame Spiel wiederholt sich bei jedem neuen Stadium der Entwicklung.

Es ist vielleicht erlaubt, die Vermutung zu wagen, daß es die geologischen Veränderungen der Erdoberfläche mit ihren katastrophalen Folgen für die Stammvorderen der Menschheit gewesen seien, die zur Verdrängung lieb gewonnener Gewohnheiten und zur „Entwicklung“ gezwungen haben. Solche Katastrophen können die Verdrängungsstellen in der Entwicklungsgeschichte des Stammes gewesen sein und zeitliche Lokalisation und Intensität solcher Katastrophen mögen über den Charakter und die Neurosen der Rassen entschieden haben. Nach einer Aussage von Professor Freud ist der Rassencharakter der Niederschlag der Rassengeschichte. Haben wir uns aber einmal so weit über das sicher Wißbare hinausgewagt, so dürfen wir auch vor der letzten Analogie nicht zurückscheuen und den großen Verdrängungsschub des Individuums, die Latenzzeit mit der letzten und größten Katastrophe, die unsere Stammvorderen (schon zu einer Zeit, wo es sicher Menschen auf der Erde gegeben hat) traf, d. i. mit dem Elend der Eiszeiten in Konnex bringen, die wir in unserem Individualleben immer noch getreulich wiederholen¹.

Das neugierig ungestüme Alleswissenwollen, das mich in diesen letzten Ausführungen in märchenhafte Fernen der Vergangenheit verführte und das noch Unwißbare mit Hilfe von Analogien überbrücken ließ, bringt mich zum Ausgangspunkt dieser Betrachtungen: zum Thema der Blüte und des Niederganges des Allmachts-

1) Der Auffassung, daß nur äußerer Zwang und nie spontaner Drang das Verlassen gewohnter Mechanismen (Entwicklung) veranlaßt, scheinen Fälle zu widersprechen, in denen die Entwicklung den realen Bedürfnissen vorausläuft. Ein Beispiel dafür war die Entwicklung des Respirationsmechanismus schon in utero. Das kommt aber nur in der Ontogenese vor und ist hier schon als Rekapitulation eines notgedrungenen Entwicklungsvorganges in der Stammesgeschichte zu betrachten. Auch die Übungsspiele der Tiere (Groos) sind wohl nicht Vorstufen einer künftigen Rassenfunktion, sondern Wiederholungen phylogen erworbener Fähigkeiten. Sie gestatten also eine rein historisch-kausale Erklärung und zwingen nicht zur finalen Betrachtungsweise.

geföhls zurück. Die Wissenschaft muß sich von dieser Illusion — wie gesagt — los-sagen, oder zumindest immer wissen, wann sie das Gebiet der Hypothesen und Phantasien betritt. In den Märchen dagegen sind und bleiben die Allmächtigkeitsphantasien die herrschenden¹. Gerade wo wir uns vor den Naturgewalten am tiefsten beugen müssen, kommt uns das Märchen mit seinen typischen Motiven zu Hilfe. Wir sind in der Realität schwach, darum sind die Helden der Märchen stark und unbesiegbar; wir sind durch Zeit und Raum in unserer Tätigkeit und unserem Wissen beengt und gehemmt: darum lebt man im Märchen ewig, ist gleichzeitig an hundert Orten, sieht in die Zukunft und weiß die Vergangenheit. Schwere, Härte, Undurchdringlichkeit der Materie stellen sich uns jeden Augenblick hinderlich in den Weg: im Märchen aber hat der Mensch Flügel, seine Augen durchdringen die Wände, sein Zauberstab öffnet ihm alle Türen. Die Wirklichkeit ist hartes Kämpfen ums Dasein; im Märchen genügen die Zauberworte: „Tischlein deck dich!“ Man lebt in unausgesetzter Furcht vor Angriffen gefährlicher Tiere und grimmiger Feinde; im Märchen befähigt eine Tarnkappe zu jeder Verwandlung und macht uns unerreichbar. Wir schwer erreicht man in der Realität die Liebe, die alle unsere Wünsche erfüllen könnte: im Märchen ist der Held unwiderstehlich oder er bezaubert mit einer magischen Gebärde.

Das Märchen also, in dem die Erwachsenen so gerne die eigenen unerfüllten und verdrängten Wünsche ihren Kindern erzählen, bringt eigentlich die verlorene Allmachts-situation zu einer letzten, künstlerischen Darstellung.“

Bücher

MARY CHADWICK, *Adolescent Girlhood* (Das Jugendalter des Mädchens). London, George Allen & Unwin Ltd. (1932), 303 Seiten.

Die Verfasserin unterscheidet scharf zwischen „*puberty*“ und „*adolescence*“. Unter „*puberty*“ versteht sie im wesentlichen die physischen Vorgänge, die mehr oder weniger schubartige körperliche Reifung; unter „*adolescence*“ in seelischer Beziehung den sich über mehrere Jahre hinziehenden Übergang von der Kindheit zum Erwachsensein, „*adolescence*“, — wir wählen nicht ohne Bedenken als Übersetzung die viel gebrauchte Bezeichnung „Jugendalter“ — deckt sich daher nur zu einem Teile mit dem, was Pubertät in unserem Sprachgebrauch bedeutet.

Die Verfasserin behandelt das seelische Erleben des heranwachsenden Mädchens etwa vom 12. bis zum 17. Lebensjahr. Die Physis spielt in ihrer Darstellung nur insofern eine Rolle, als sie Anlaß wichtiger seelischer Reaktion ist.

Im Mittelpunkte des Jugendalters des Mädchens steht der Eintritt der Menstruation. Die Wirkungen dieses Ereignisses, die je nach psychischer Gesundheit, Schwäche oder Krankheit verschieden stark sind, manchmal verheerend, nie aber bedeutungslos für die Entwicklung des Mädchens zum erwachsenen Weib, schildert Chadwick ausführlich und einleuchtend. Diese an inneren Konflikten reiche Entwicklungsphase wird nach Ansicht der Verfasserin durch das Verhalten der Umgebung erschwert. Vor nicht langer Zeit noch ließ man dem Mädchen im allgemeinen ein Übermaß an Schonung und Aufmerksamkeit angedeihen. Modernen Ideen liegt es näher, dieses innerlich betonte Ereignis vollkommen unbeachtet zu lassen. Chadwick weist auf die Gefahren hin, die in diesen beiden extremen Einstellungen liegen. Als eine der wichtigsten psychologischen Veränderungen im Jugendalter wird das Wiederaufleben

¹) Vgl. Fr. Riklin: „Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen“. Schriften zur angewandten Seelenkunde, Heft 2. Wien, Deuticke, 1908.

infantiler Wünsche und deren Erledigungsformen geschildert. Zugleich mit den infantilen Wünschen aber tritt auch das Schuldgefühl meist im Anschluß an masturbatorische Handlungen und Phantasien auf. Die Erledigung dieser Konflikte und die Einfügung des jungen Mädchens in die Umwelt ist nach Chadwick eine der entscheidenden „Aufgaben“ der „*adolescence*“. Auch der äußere Aspekt weist auf die frühe Kindheit hin: Wie in der Zeit der ersten Domestizierung der Triebwünsche entstehen auch jetzt Konflikte mit der Umwelt, die letzten Endes aus der Bindung an die Elternsituation hervorgehen. Daraus erklärt sich auch das Wiederaufleben charakteristischer Phantasien unter denen etwa die des „Familienromans“ besonders hervorzuheben sind. Die Beziehungen des heranwachsenden Mädchens zu den einzelnen Familienmitgliedern werden sorgfältig geschildert, „vor allem die zur Mutter in ihren positiven und negativen Auswirkungen. Keine Beziehung ist durch stärkere Affekte ausgezeichnet; mit Recht wird auf die im ätiologischen Sinne oft entscheidende Bedeutung hingewiesen, die dem Verhalten der Mutter der Tochter gegenüber zukommt. Je weniger die Mutter von übertriebenen Gefühlseinstellungen beherrscht ist, desto leichter wird sich von Seiten der Tochter eine zärtlich-freundschaftliche Beziehung ausbilden können. Störungen der harmonischen Einstellung der Mutter, äußere Schicksale, die etwa dem Mädchen einen Elternteil frühzeitig entreissen, können Fehlentwicklungen begünstigen. Die Einstellung des Jugendalters spiegelt aber auch — und gerade — in dieser Beziehung die Erlebnisse der frühen Kindheit wieder. Die Sonderstellung der Mutter-Tochter-Beziehung wird durch den Vers eines englischen Volksliedes glücklich beleuchtet, der in deutscher Übertragung etwa folgendermaßen lautet:

Der Sohn ist mein Sohn — bis daß er gefreit,
Die Tochter bleibt Tochter — auf Lebenszeit.

Mit großer Anschaulichkeit werden typische Verhaltensweisen des Mädchens zu seinem Vater dargestellt: Die um den Vater werbende Tochter, u. zw. die, die mit rein weiblichen Mitteln um ihn wirbt und die, die sich, den oft unbewußten Wünschen des Vaters entsprechend, männliche Züge aneignet um sich seiner Aufmerksamkeit und Liebe zu empfehlen; oder die, die früher Eifersuchtskonflikte wegen, in denen sie die Mutter als Rivalin empfand, aus Schuldgefühl dazu getrieben wird, den Vater abzulehnen und mit der Mutter eine einheitliche Front gegen ihn zu bilden. Mit gleicher Ausführlichkeit werden die Beziehungen zu den Geschwistern behandelt; auch hier wieder werden typische Situationen geschildert, etwa das einzelne Mädchen unter Brüdern, die Stellung mehrerer Töchter zu einander (vom Standpunkt der ältesten, der mittleren oder der jüngsten Tochter) oder etwa Schwierigkeiten und Vorteile der Tochter als einziges Kind.

In einem besonderen Teile führt uns die Verfasserin auf einen anderen Schauplatz des sozialen Lebens des heranwachsenden Mädchens, in das Forum der Schule. Auch die Einstellung zu Lehrer und Mitschülern wird als Erbe der frühen Kindheit verstanden. Unter den hier entstehenden Schwierigkeiten wird die Bewältigung der Eifersucht ausführlich dargestellt. Dem Verständnis des Verhaltens des Mädchens im Jugendalter dienen an den Anfang des Buches gestellte Abschnitte, in denen die soziale Stellung des jungen Mädchens im Laufe der Geschichte geschildert wird; an Hand eines weitschichtigen Materials wird der Weg vom ägyptischen Altertum bis in die Gegenwart durchmessen. Dieser wird zwar ein besseres Verständnis für die Konflikte des Jugendalters zugebilligt, die Konflikte selbst aber sind wesensmäßig gegeben und kaum zu mindern. Die Einsicht in die psychologische Eigenart

des Jugendalters wird durch ausführliche Abschnitte vertieft, die Folklore, Sagen und Märchen gewidmet sind. Die Initiationsriten der Primitiven werden als Maßnahme aufgefaßt, die in zweckentsprechender Weise die emotionalen Ansprüche des Jugendalters befriedigen und zugleich eine reale Vorbereitung auf die Einfügung in die Gesellschaft bedeuten. Die Verfasserin weist auf das Fehlen ähnlicher Institutionen in unserer Gesellschaft hin, zeigt aber auch, daß in den verschiedenartigen Verbänden der Jugendlichen selbst analoge Riten spontan entstehen.

Wie die Initiationsriten der Primitiven das Verständnis für die sozialen Ansprüche des Jugendalters erleichtern sollen, so werden an Sagen und Märchen die Triebwünsche aufgezeigt, die das junge Mädchen beherrschen. Daß sie an dieser Stelle begegnen, zeigt, wie wenig sie durch den Wandel des geschichtlichen Szenariums beeinflußt wurden, erklärt aber auch die Rolle des Märchens im Lesestoff des jungen Mädchens, das nicht selten sogar auch zum Dichter von Märchen wird. Als Vorläufer solcher Dichtungen dürfen wir die „gemeinsamen Tagträume“ ansehen, in denen die Triebwünsche des jungen Mädchens in sozial „unschädlicher“ Form sich auswirken. Auch der Weg in die Kunst, den die Gesellschaft positiv bewertet, wird häufig beschritten; die Quelle aber, aus der der künstlerische Impuls stammt, versiegt meist, wenn die Konflikte des Jugendalters in den Lebenssituationen des Erwachsenen verebben.

Als eine für diese Zeit charakteristische Fehlentwicklung, in der an Stelle der Sublimierung die Selbstbefreiung der Triebe getreten ist, wird die Kriminalität des Jugendalters geschildert. Durch geschicktes Verhalten der Umgebung, die durch Verständnis für innere und äußere Schwierigkeiten des Einzelfalles, durch den Hinweis auf andere Befriedigungsmöglichkeiten, gegebenenfalls durch analytische Therapie, kann oft geholfen werden.

Das vorliegende Buch wendet sich an einen weiten Leserkreis. Eltern, Pädagogen und Lehrer werden hier auf Grund psychoanalytischer Einsichten in vorbildlicher und anregender Weise in das Verständnis des Jugendalters des Mädchens eingeführt. Durch die kritische Einstellung zu sozialer Situation und pädagogischer Tradition wird nicht nur das Verständnis des Lesers angeregt, sondern zugleich unausgesprochenenmaßen eine Summe wertvoller, praktischer Anweisungen gegeben. Wo die Verfasserin Ratschläge ausdrücklich formuliert, geschieht es mit großer Zurückhaltung: Ein willig geliehenes Ohr, Verständnis für innere und äußere Konflikte empfiehlt die Autorin als wesentliche Hilfe; sie warnt vor allzu rasch und gerne gegebenen „wohlgemeinten Ratschlägen“ der Erwachsenen, „Erfahrenen“, die es nicht nur an der Beobachtung der Jugendlichen, sondern ganz wesentlich an Selbstbeobachtung und Selbstkritik häufig mangeln lassen. Dem guten Vorbild, das geeignete Identifizierungsmöglichkeiten bietet, falle die wichtigste Rolle in der Erziehungsarbeit in Haus und Schule zu.

Hier wie auch sonst kann man die pädagogischen Anweisungen des Analytikers einer Formel einfügen, die sich ganz allgemein fassen läßt. Das Überbetonte, Extreme ist schädlich, stört Harmonie und Gleichgewicht; was im Übermaß geschieht, trägt den Keim der Krankheitsverursachung in sich.

Das Verhalten des Kindes und der Jugendlichen sind die feinsten Reagentien auf die psychischen Störungen der Erwachsenen.

Wir wollen nicht schließen ohne die Hoffnung auszusprechen, daß sich bald eine deutsche Übersetzung dieses Buches ermöglichen lassen werde. Marianne Kris Rie

ARNOLD GESELL: „Körperliche Entwicklung in der frühen Kindheit.“ Carl Marhold-Verlag, Halle a. S., 1931, 56 Abbildungen, 42 Kurven und 17 Tabellen. 378 S.

Der Autor stellt die Methode und die Ergebnisse seiner Erforschung frühen menschlichen Wachstums dar. Das Material ist vorwiegend gewonnen aus Beobachtung, Beschreibung und Registrierung des Verhaltens von Säuglingen und Kleinkindern im „Observatorium“: Das Kind ist vom unsichtbaren Beobachter getrennt, sodaß es sich völlig unbeobachtet verhalten kann. Ein Schirm, der nur in einer Richtung durchsichtig ist, eine Kinderstube mit abgetrenntem Raum zur Beobachtung, eine Standardkuppel zum Photographieren mit fester und beweglicher Kamera, ein Beobachtungshäuschen sind die Instrumente zur Beobachtung des Kindes.

Die Schlüsse über typische und atypische Abläufe der Frühkindheit sind aus Prüfungen gezogen, die so oft wiederholt wurden, bis der Autor gewisse Regelmäßigkeiten in Verhaltensweisen und körperlicher Entwicklung feststellte. Für den Leser dieser Zeitschrift sind manche Bemerkungen von besonderem Interesse: Im Abschnitt: „Der Einfluß der frühen Kindheit auf das geistige Wachstum“ betont G e s e l l die Brauchbarkeit der psychoanalytischen Anschauung für die moderne Erforschung der Frühkindheit als Modell der Erwachsenenheit, allerdings, wie er selbst sagt, nur flüchtig und unzureichend. Bei der Bearbeitung der Frage, weshalb von 6 Geschwistern sich 3 normal und 3 abnorm entwickelten, wird darauf hingewiesen, daß die Wachstumsmöglichkeiten nicht bestimmt werden durch die Verschmelzung oder quantitative Vermischung zweier verschiedener Artungen, sondern daß sie wahrscheinlich der Ausdruck verborgener, von den Vorfahren stammender Einwirkungen seien. So wird angenommen, daß diese 6 Kinder zwei verschiedenen Wurzeln entstammen, wobei die abnormale Verminderung der Wachstumskräfte der einen Gruppe die tadellose Entwicklung der andern Gruppe erblich bedingt seien. Besonders gute Beobachtungen bringt der Abschnitt über „Zeichnen als Entwicklungsindex“. Das Verhalten des Kindes zu Papier und Bleistift wird vorwiegend in Beziehung auf die Altersstufe untersucht.

Bei Besprechung der Entwicklung körperlich schwer behinderter Kinder im Vergleich zur Entwicklung von Helen Keller findet sich folgende Stelle: „Die eingeborene psychologische Wachstumsenergie ist jedoch nicht alles. Helen Keller bekennt in ihrer Autobiographie, daß sie einem Zustand relativer geistiger Verwilderung verfallen gewesen wäre, wenn sie nicht in ihrer frühen Kindheit das umgestaltende soziale Erlebnis des Wortes empfangen hätte. In einem dramatischen Augenblick, dessen sie sich noch erinnert, macht sie die befreiende Assoziation zwischen Wasser und der Berührung mit dem Worte Wasser, das ihre Lehrerin ihr in die Hand buchstabierte. Dieses Ereignis erwies sich als der Keim zu Helen Kellers außerordentlichem geistigen Wachstum, das durch den Umgang mit ihren Freunden, ihrer Familie und ihrer geschickten Lehrerin unterstützt und bedingt wurde. Diese Einflüsse dirigierten — man kann fast sagen schufen — den Antrieb zur fortschreitenden Entwicklung. Im Fall unseres behinderten Knaben hat gleichfalls die hingebende kluge Pflege der Familie seiner Entwicklung Nährboden und Form gegeben. Ohne ihre unermüdliche Liebe und Ermutigung hätte er nicht seine jetzige geistige Verfassung erreichen können, noch hätte er so sehr wie er es tut, am allgemeinen Leben teilnehmen können. Die soziale Anregung hat wirklich so stark gewirkt, daß er in Nachahmung anderer motorische Erlebnisse wünscht, die ganz außerhalb seiner Möglichkeiten liegen.“

G e s e l l verwertet bei der Frage des geistigen Wachstums des vorzeitig gebore-

nen Kindes auch Beobachtungen Minkowskis über die Verhaltenszeichen von Foeten in den ersten Monaten nach der Befruchtung. Er wirft dabei die naturwissenschaftliche und philosophische Frage auf nach dem absoluten Nullpunkt geistiger Entwicklung und vermutet, daß bei exakter Forschung sich dieser Nullpunkt immer mehr in die Zeit der Empfängnis zurückverschieben werde. Bei Besprechung der Unterschiede zwischen der menschlichen Frühkindheit und der anderer Lebewesen verwertet der Autor das Tagebuch eines Forschers über die Entwicklung des Königsadlers. Es ist besonders schön und lebendig: In diesem seltsamen Drama aus dem Adlerleben wenden sich die Eltern nach monatelanger liebevoller Sorgfalt plötzlich feindlich von dem jungen Adler ab, stoßen ihn mit Gewalt aus dem Nest und überlassen ihn auf Tod und Leben dem ferneren Schicksal. Gesell bezweifelt vor allem auf Grund der Zwillingsforschung, daß die Temperamenteigenschaften des Kindes durch die Umgebung beeinflußt werden können. Seine Zusammenfassung lautet: „Das Wesen des geistigen Wachstums liegt in der Mischung von Determiniertheit und Nichtdeterminiertheit, Tempo, Richtung und Temperament sind weitgehend durch innere und erbliche Faktoren determiniert, aber der Reichtum an Einzelheiten im dynamischen Aufbau, den wir Persönlichkeit nennen, wird erst durch die Erfahrung determiniert. Die Wachstumspotenz hängt von den ursprünglichen Gegebenheiten ab. Aber die Persönlichkeit wird durch die sozialen Bedingungen, unter denen der Geist wächst, tatsächlich „fabriziert“.

Es sind hier nur einige Beobachtungen und Schlüsse des Autors hervorgehoben. Das Buch zeigt, daß auch innerhalb der Grenzen des Beschreibens und Registrierens noch viel Arbeit geleistet werden kann, daß aber auch gerade die Probleme der psychologischen Forschung nur in beschränktem Maße mit den Methoden der Verhaltenspsychologie zu fördern sind. Gesell ist einer ihrer hervorragendsten Vertreter mit gutem Blick für Geltung, Umfang und Grenzen seiner Wissenschaft; er ist besonders interessiert an der Fragestellung des „sozialen Orts“ (Bernfeld) für die Entwicklung in der Frühkindheit. Es darf noch darauf hingewiesen werden, daß die Tests von Gesell durch die Wiener Schule (Charlotte Bühler und ihre Mitarbeiter) weiter ausgebaut wurden, um das Gesamtniveau des Kindes zu erfassen. Darüber gibt das Buch „Kleinkindertests“ von Bühler/Hetzer (Leipzig 1952) Aufschluß.

Meng

MELITTA SCHMIDEBERG, *The Psychoanalytic Treatment of Asozial Children*. The New Era. Vol. 14, No. 3, 1933, P. 87-91.

An Hand von Analysen von Kindern zwischen achteinhalb und sechzehn Jahren wird gezeigt, daß asoziales Verhalten dadurch zustande kommen kann, daß die Aggression keinen normalen Ausweg findet oder dadurch, daß die primitiven Triebregungen durch Angst übermäßig und in abnormer Weise verstärkt werden. In einem Fall wurden zwangsneurotische Symptome später durch asoziales Verhalten abgelöst; beide waren durch ähnliche Momente, vor allem durch Beschmutzungsangst bedingt. Die moralischen Gefühle fehlten diesen Kindern nicht einfach; sie waren aber andersartig und abnorm entwickelt, ähnlich wie die Moral der Primitiven sich von unserer unterscheidet. Das anscheinende Fehlen von Krankheitseinsicht kann durch übermäßige Angst verursacht sein. Die frühe Kindheit (bis zu zwei bis drei Jahren) dieser Kinder war liebeleer und entbehrungsreich; dies bewirkte eine abnorme Verstärkung von Angst und Haß. Spätere gute Behandlung seitens der Pflegeeltern konnte diese Schädigungen nicht mehr gut machen; sie konnten nur durch Psychoanalyse behoben werden.

Autoreferat.

Sonderhefte

der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“

Sexuelle Aufklärung

(= I. Jg., Heft 7—8—9)

Mark 2.50

Enthält 17 Beiträge von Bernfeld, Friedjung, Graber, Hirschmann, Hollós, Landauer, Liertz, Meng, Reich, Schneider, Wolfheim, Zulliger u. a.

Stottern

(= II. Jg., Heft 11—12)

Mark 2.—

Aus dem Inhalt: Schneider: Über den Sinn des Stotterns — Graber: Redehemmung und Analerotik — Coriat: Die Verhütung des Stotterns — usw.

Erziehungsberatung

(= VI. Jg., Heft 11—12)

Mark 2.—

Mit Beiträgen von Aichhorn, Hoffer, Redl, Schikola, Sterba, Zulliger

Spielen und Spiele

(= VI. Jg., Heft 5—6)

Mark 2.—

Mit Beiträgen von Burlingham, Hoffer, Nunberg, Pipal, Roubiczek, Schneider, Wälder, Wolfheim, Zulliger u. a.

Die Psychoanalyse des Kinderzimmers

Von Alice Bálint

(= VI. Jg., Heft 2/3)

Mark 2.—

Intellektuelle Hemmungen

(= IV. Jg., Heft 11—12)

Mark 2.—

Aus dem Inhalt: Federn: Psychoanalytische Auffassung der intellektuellen Hemmung — Hermann: Begabtheit und Unbegabtheit — Bornstein: Sexual- und Intellekthemmung — Stern: Episodische Dummheit einer 16jährigen — usw.

Sterba: Einführung in die psychoanalyt. Libidolehre

(= V. Jg., Heft 2—3)

Mark 2.—

Aus dem Inhalt: I) Trieblehre — II) Sexualtheorie — III) Tribschicksale — IV) Wiederholungszwang und Todestrieb

Menstruation

(= V. Jg., Heft 5—6)

Mark 2.—

Aus dem Inhalt: Horney: Prämenstruelle Verstimmungen — Landauer: Menstruationserlebnis des Knaben — Chadwick: Menstruationsangst — Pipal: Wie es bei Hansi war — usw.

Verlag der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“

Wien I, In der Börse

Die Psychoanalyse

wird in ihrem Zusammenhang mit
der Gesamtmedizin dargestellt in

DAS ÄRZTLICHE VOLKSBUCH

Herausgegeben von Dr. *Heinrich Meng*, Frankfurt a. M. und 50
anderen bewährten Ärzten und Forschern aller Schulen.

*Erscheint in Lieferungen je M 2.—, von denen
monatlich eine, zwei oder drei bezogen werden
können. Mit Erscheinen der letzten Lieferung wer-
den kostenlos 3 Ganzleinen-Einbanddecken mit
Goldpressung geliefert.*

3 Bände. 2000 Seiten. 100 Tafeln, Gr. 8°.

Pressestimmen:

„Der ungeheure Stoff ist in bewundernswerter
Weise bearbeitet worden. Das einzigartige Werk
scheint berufen, die nur allzuvielen populären
Medizinbücher entscheidend zu verdrängen.“

Kosmos

„Das Ärztliche Volksbuch“ hat ein Anrecht dar-
auf, zum Standardwerk ernannt zu werden und
den Namen „Meng“ so populär zu machen wie
„Meyer oder Brockhaus“. *Neue Freie Presse*

„Durch drei Werke hat sich das deutsche Volk
selbst ein Denkmal gesetzt: das Konversations-
lexikon, den Sprachunterricht von Toussaint-
Langenscheidt und Baedekers Reisehandbücher.
Diesen drei Werken stellt sich das „Ärztliche
Volksbuch“ ebenbürtig an die Seite.“

Prager Tagblatt

**HIPPOKRATES-VERLAG
STUTTGART-LEIPZIG-ZÜRICH**

Die Psychoanalyse

wird in ihrem Zusammenhang mit
der Gesamtmedizin dargestellt in

DAS ÄRZTLICHE VOLKSBUCH

Herausgegeben von Dr. *Heinrich Meng*, Frankfurt a. M. und 50
anderen bewährten Ärzten und Forschern aller Schulen.

*Erscheint in Lieferungen je M 2.—, von denen
monatlich eine, zwei oder drei bezogen werden
können. Mit Erscheinen der letzten Lieferung wer-
den kostenlos 3 Ganzleinen-Einbanddecken mit
Goldpressung geliefert.*

3 Bände. 2000 Seiten. 100 Tafeln, Gr. 8°.

Pressestimmen:

„Der ungeheure Stoff ist in bewundernswerter
Weise bearbeitet worden. Das einzigartige Werk
scheint berufen, die nur allzuvielen populären
Medizinbücher entscheidend zu verdrängen.“

Kosmos

„Das Ärztliche Volksbuch“ hat ein Anrecht dar-
auf, zum Standardwerk ernannt zu werden und
den Namen „Meng“ so populär zu machen wie
„Meyer oder Brockhaus“. *Neue Freie Presse*

„Durch drei Werke hat sich das deutsche Volk
selbst ein Denkmal gesetzt: das Konversations-
lexikon, den Sprachunterricht von Toussaint-
Langenscheidt und Baedekers Reisehandbücher.
Diesen drei Werken stellt sich das „Ärztliche
Volksbuch“ ebenbürtig an die Seite.“

Prager Tagblatt

HIPPOKRATES-VERLAG
STUTTGART-LEIPZIG-ZÜRICH

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Steff Bornstein:

Eine Kinderanalyse

Sandor Ferenczi †

Aus „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinns“

Buchbesprechungen

Preis dieses Heftes Mark 1.—